Staat' Bi...thek
Re...burg

Hist. 4603

Ad Probstey in
Haindling zugehörig

Ueber
Friedrich den Grossen
und
meine Unterredungen mit Ihm
kurz vor seinem Tode.

Von dem

Ritter von Zimmermann,
Königlich Großbritannischem Leibarzt
und Hofrath.

Tout ce que nous avons aimé en Lui, tout ce que nous en avons admiré, subsiste, et subsistera dans le coeur des hommes, dans l'eternité des tems, dans les annales de l'Univers.

Wien und Ofen,
in der Diepoldischen Buchhandlung,
1788.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

König Friedrich der Grosse war tödtlich krank, als Er mich zu sich nach Sanssouci kommen ließ, und mir in siebenzehn Tagen drey und dreyssigmal erlaubte, Ihn zu sehen und zu sprechen.

Aller Geist und alle Grösse seiner besten Jahre strahlte noch aus seinen Augen, und machte mich oft seinen ganz verwelkten Körper vergessen. Es ist vielleicht doch nicht ganz unwichtig zu wissen, was irgend ein Mensch, so gering und kurzsichtig er auch immer seyn mag, bey dem grösten Manne, den das achtzehnte Jahrhundert hervorbrachte, in einer so feyerlichen und ernsten Zeit, bey so vielen Veranlassungen, und so ganz kurz vor seinem Tode bemerkte. Kammerdiener und Aerzte

der Könige wissen wenigstens oft von der Gemüthsart der Könige mehr, als etwa nach Jahrhunderten ihre besten Geschichtschreiber.

Mehr, als ein ganzes Jahr hindurch, war ich fest entschlossen, niemals von dieser Geschichte der merkwürdigsten Tage meines Lebens etwas öffentlich bekannt zu machen. Ich erinnerte mich noch gar zu lebhaft, welche äusserste, und auch welche comische Empfindlichkeit, meine Unterredung mit Friedrich dem Grossen im Jahr 1771 erreget hatte! Neuere, und noch wichtigere Vorfälle hatten mich belehret, wie unangenehm solche Dinge für Menschen zu schlucken sind, die nicht gerne sehen, daß andern etwas Merkwürdiges und Schönes begegnet, was ihnen nicht auch begegnet. Ich fühlte, wie schwer es seyn würde, dergleichen Dinge in so gelinde und leichte Worte einzukleiden, um nicht die Sache, die an sich durch ihr inneres Gewicht schon drückt, durch den Ausdruck noch schwerer zu machen. Es schien mir menschenfreundlich, solchen Lesern, denen ich eine unangenehme Passion erregen müsse, sich doch nur

so gelinde, als möglich, zu erregen. Dann forderte auch die Klugheit, daß ich sorgfältigst vermeide, Recensenten und Journalisten Gelegenheit zu geben, von der Sache abzuspringen, und an irgend einem Nebending zu haken.

Aber bey allen diesen Betrachtungen fiel mir auch die Feder aus der Hand. Ich begnügte mich also, alle in Zeitungen und Journalen gedruckte Lügen, von Allem, was ich bey dieser grossen Veranlassung gethan und gesagt haben soll, wie alles übrige dumme Zeug, alle Neckereyen und Verläumdungen und Lügen aller Art, die ich über mich lese, oder von mir höre, stillschweigend zu verachten.

Ein grosser Trost, und eine wahre Freude war es sodann für mich, als ich sah, wie edel und männlich der Arzt des Königs, der berühmte Herr Professor Selle in Berlin, von der Krankheitsgeschichte dieses Monarchen (*) Alles gesagt

 hatte,

(*) Krankheitsgeschichte des höchstseligen Königs von Preussen, Friedrich des Zweiten Majestät, von Christian Gottlieb Selle. Berlin 1786.

hatte, was auf die Nachwelt zu kommen verdient. Der Nachtrag, den ich als Arzt liefern konnte, schien mir unbedeutend, und des Aufhebens nicht werth. Eine Menge Dinge, die der König, über mancherley gar nicht seine Gesundheit betreffende Gegenstände, mir gesagt hatte, glaubte ich auch, aus mancherley Gründen, nicht erzählen zu müssen; und viele sind wirklich von der Art, daß ich sie in meinem Leben nie erzählen will und kann.

Sodann schreckte mich zumal der Abriß von der lezten Lebenszeit des Königs (*) ab, den ein Geschichtschreiber und Staatsminister von der ersten Grösse, der Herr Graf von Herzberg, mit seiner Meisterhand gezeichnet hat. Zwey Tage vor meiner Abreise aus Potsdam, den neunten Julius, kam dieser grosse Minister nach Sans-

(*) Memoire historique sur la derniere année de la vie de Frederic II, Roi de Prusse. Avec l'Avantpropos de son histoire, ecrite par lui même. Lû dans l'assemblée publique de l'Academie de Berlin le 25 Janvier 1787. Par le Comte de Herzberg, Curateur et membre de l'Academie.

Sanssouci, und wohnte und blieb bey dem König, in vertrautem Umgange, bis an seinen Tod.

Häufig hat man mich indessen aufgefodert, daß ich doch auch meinerseits, als Zuschauer dieser grossen Scene, von dem, was ich bey dem sterbenden König sah und hörte, wenigstens so viel erzähle, als ich etwa davon erzählen könne und dürfe. Meine Abneigung, meine Widerspenstigkeit, und die Gewalt meiner Einwürfe und Bedenklichkeiten, blieb sich immer gleich. Aber den dreyzehnten October 1787, fuhr mir der Wunsch dieses Buch zu schreiben, wie ein Blitz in den Kopf, durch den Gedanken: daß, wenn auch schon ein commandirender General die Geschichte einer grossen Schlacht erzählet hat, es doch noch immer angenehm zu hören sey, wie sie ein dabey gewesener Unterofficier oder Soldat erzählet! Allmächtig schien mir dieser Entschuldigungsgrund. Er begeisterte mich auch so, daß ich augenblicklich, den dreyzehnten October, Hand ans Werk legte, und im November war das Buch fertig. Aber, man verstehe mich wohl, und

nöthige mich nicht es zweymal zu sagen: als Unterofficier oder Soldat, und auf keine andere Weise, will ich beurtheilet seyn! Aus dieser einzigen Ursache hoffe ich von meinen günstigen Lesern Vergebung; denn man hat ja izt sogar auch gedruckte Unterredungen zwischen Friedrich dem Grossen und einem Pater Pavian! Wollen aber die gelehrten Herren, auch solcher triftiger Gründe ungeachtet, es mir in allen ihren Journalen von allen Farben, in allen ihren Zeitungen und Recensionen doch verargen, daß ich ein Buch über Worte Friedrichs des Grossen schrieb: O so bitte ich sie, zu bedenken, daß wir ein berühmtes deutsches Buch haben: **über etwas, das Lessing sagte!**

Friedrich der Grosse war von äusserst einsichtsvollen Aerzten lange für unheilbar erklärt, von vielen aus seinem Volke beynahe für todt (*), und

(*) Beynahe jede Woche kam, den ganzen lezten Winter, und den ganzen lezten Frühling des Königs hindurch, eine neue Weissagung von Berlin nach Potsdam, die den Tag und die Stund, da der König

und lange von ganz Europa für sterbend gehalten, bevor ich Ihn sah. Lange hatten sich die Hofleute in Berlin schon ihre Trauerkleider gekauft; mancher speculativer Kopf hatte sich in gierigster Hofnung dieses längst auscalculirten Todes schon Schlösser in die Luft gebaut, und unerhörte Glückseligkeit geträumt: als ich den neunten Junius 1786 beyliegenden Brief (*) von dem

König sterben werde, pünktlich bestimmte. In Potsdam hatte man ein langes Verzeichniß dieser Weissagungen. Die zuverlässigsten und lezten von allen sezten den Tod, die eine auf den fünfzehnten Junius, und die andre auf den achten Julius.

(*) Monsieur le Docteur Zimmermann. Il y a huit mois que je suis fortement attaqué de l'Astme. Le Médecin de ce pays ci me donnent toutes sortes de drogues, mais qui plustôt que de me procurer du soulagement, ne font qu' empirer le mal. La reputation de votre habileté etant etendüe dans tout le Nord de l'Europe, Je serois bien aise, si vous vouliés faire un tour pour quinze jours dans ce pays ci, pour vous consulter sur l' etat de ma santé et ses circonstances. Il s' entend de soimême que Je vous payerai le voyage et tout le

König erhielt. Ich erschrack über diesen Brief, und beruhigte mich, fast im gleichen Augenblicke, bey folgenden Gedanken:

Die Vorsehung, dachte ich, schicket mir diesen Ruf, und unter solcher Leitung geht man sicher auf dem gefährlichsten Wege. Es ist wahr, und ich weis es schon lange, der König hat keinen Glauben an Arzneykunst und Aerzte. Er hielt von jeher unsere ganze Kunst für Quacksalberey. Dafür wird Er sie izt noch mehr halten als jemals, weil sie Ihn nicht heilen kann. Unheilbar wird Er, und muß Er auch seyn, weil Ihn so äusserst geschickte Aerzte, wie Er hat, nicht geheilet haben. Aber es ist doch etwas äusserst Interessantes und Lehrreiches, einem solchen ausserordentlich grossen

Man=

le reste des fraix. Si donc vous y consentés, je vous enverrai en ce cas une lettre pour son Altesse Royale le Duc de York, qui vous accordera facilement la permission à vous rendre ici. Et sur ce Je prie Dieu, qu'il vous ait, Monsieur le Docteur Zimmermann, en sa sainte et digne gard:

à Potsdam le 6. de Juin 1786.

Frederic.

Manne in die Augen zu sehen, in den lezten Stunden seines Lebens um Ihn und bey Ihm zu seyn. Was ist dagegen mein gewöhnlichstes Leben? Ach wie oft kann ich mir am Ende meines Tages weiter nichts sagen, als: heute bin ich so viele hölzerne Treppen auf, und so viele hölzerne Treppen ab gestiegen! Jede Gefahr, die mich in Sanssouci umgeben kann, und gewiß umgeben wird, ist doch besser, als dieses flache und frostige Alltagsleben. Hat der König auch den unbezwingbarsten Unglauben an alle Aerzte, wie ich nicht zweifle, so habe ich doch einen grossen Glauben an den König. Er mag mich als Arzt tausendfach, mit der ganzen Allgewalt, und dem ganzen Druck seiner Grösse, verachten, so verachtet Er mich doch gewiß nicht als Mensch: denn alle guten und vernünftigen Menschen behaupteten doch von jeher bey Ihm ihre Rechte. Am Ende ist es auch unaussprechlich viel leichter, wie ich aus vieler Erfahrung weis, mit grossen Menschen umzugehen, als mit kleinen. Also ist mir der Umgang mit einem solchen Held und König, so brummisch und verdrießlich Er izt auch immer

seyn mag, nicht fürchterlich. Gewiß und zuverlässig, denn ich weis es aus eigener vielfältiger Erfahrung, haben die grösten Menschen auf den Thronen, so gegründet und laut auch ihre Ursachen zur äussersten und höchsten Menschenverachtung sind, etwas Liebendes, Sanftes und Mildes im Herzen.

So tröstete ich mich über meinen schreckhaften Ruf nach Sanssouci. Aber ich verschwieg diesen Ruf, weil man izt in den Zeitungen posaunte, wie vortreflich sich nun wieder der König befinde, wie oft Er spatziren reite, und wie ganz Er bey der schönen Sommerluft wieder auflebe. Diese schönen Verkündigungen hätte kein Mensch geglaubt, wenn bekannt worden wäre, daß ich plözlich zu dem König gerufen ward. Auf der Stelle schrieb ich, den zehnten Junius, den hier beygefügten Brief an den König (*).

Sehn-

(*) Sire. Je me trouverois le plus heureux des hommes, si ma présence pouvoit etre utile à Votre Majesté. Dépuis quarante ans je l'ay suivie de loin avec le même coeur, avec le quel je vai partir pour Potsdam.

Le

Sehnlichst erwartete ich des Königs zweiten Brief. Als aber dieser den sechszehnten Junius nicht kam, entdeckte ich dem Herzog von York mein Geheimniß, und Seine Königliche Hoheit vertraute dasselbe, auf mein Verlangen, an die Königlichen Herren Minister, ohne deren Erlaubniß ich mich von Hannover nicht entfernen darf. Endlich erhielt ich wieder, nicht durch eine Staffete, und nicht durch einen Courier, sondern durch die öffentliche Post, den zwanzigsten Junius, nachstehenden zweiten Brief des Königs (*), und verreiste auf der Stelle nach Potsdam.

Leise

Le Duc de York m'auroit fait partir comme un éclair, s'eil sçavoit ce que Votre Majesté m'a fait l'honneur de m'ecrire. Mais j'ay crû devoir me conformer exactement aux ordres de Votre Majesté, puisqu'Elle a jugé apropos d'attendre ma reponse, avant de m'envoyer Sa Lettre pour le Duc.

Si ont etoit bon médecin à proportion du désir de l'etre, je crois que Votre Majesté seroit guérie au premier instant où j'anai l'honneur de La voir.

J'attends cet instant avec impatience, enthousiasme, et courage.

(*) Monsieur le Docteur et médecin Zimmermann. Je suis très sensible au plaisir, que selon votre lettre

du

Leise schlich ich mich durch Braunschweig, Magdeburg und Brandenburg, unter dem Namen eines nach Petersburg reisenden Kaufmanns. Sogar am Thore zu Potsdam, wo ich in der Nacht vom drey und zwanzigsten Junius ankam, nannte ich zwar meinen Namen; aber als der wachthabende Officier nach der dort eingeführten Art wissen wollte, ob ich in meinen eigenen oder in öffentlichen Angelegenheiten nach Potsdam komme, ob ich Aufträge an den König habe, und dergleichen mehr, sagte ich: ich sey bloß als ein Reisender hier, und einzig und allein in der Absicht nach Potsdam gekommen, um Potsdam meiner Frau zu zeigen.

Aber

du 10 de ce mois, qui vient de n'etre rendüe, vous voulés bien me faire, de venir et de vous arreter quelque tems auprés de moi. Je vous attends donc, et vous envoye ci-joint la lettre pour Son Altesse Royale le Duc de York, dont je vous ai parlé ci-devant, que vous aurés la bonté de Lui remettre de ma part. Sur ce je prie Dieu, qu'il vous ait en sa sainte et digne garde.

à Potsdam le 16. de Juin 1786.

Frederic.

Aber kurz vor Mitternacht, als ich schon mit meiner Frau im Wirthshause war, gieng plözlich, und mit einem Donnerschlag, unsere Thüre auf. Ein junger Officier von dem ersten Bataillon der Garde trat herein, und fragte mich rasch und peremptorisch: ob ich auf Befehl des Königs hier sey? Das schien mir, unter solchen Umständen eine sonderbare Frage von einem Lieutenant. Ich fragte also eben so peremptorisch: Mein Herr, fragen Sie mich so, auf Befehl des Königs? Ja, sagte der Lieutenant; also Ja sagte ich auch, und zu flog die Thür mit einem leisern Schlag. Was ich an dem Thore, und im Wirthshause den Officieren geantwortet hatte, ward dem König den andern Morgen um vier Uhr, wörtlich und pünktlich gemeldet; und allerdings hatte der König befohlen, daß Ihm meine Ankunft gleich gemeldet werde. Lieb war mir das, denn der König sah doch, aus meinen Antworten an seine Officiere, meine Verschwiegenheit und Discretion; und in der Folge hatte ich Gelegenheit davon Proben abzulegen, die dem Könige nicht misfielen.

Vier und zwanzigster Junius. Dieß war der erste und schrecklichste Tag meines Aufenthaltes bey dem König. Es war einer der allerschreckhaftesten und schauderichsten Tage meines Lebens. Kein anderer Tag von allen, die ich bey dem König zubrachte, war diesem gleich; die meisten flossen sanft und stille dahin.

Der König ließ mir, um halb sechs Uhr des Morgens, durch einen seiner Jäger sagen: Er höre, daß ich in Potsdam angekommen sey, und wünsche mich diesen Morgen um acht Uhr zu sehen. Ich begab mich um halb acht Uhr, mit grosser Bewegung meiner Seele, aber doch heiter und froh, nach Sanssouci. Als ich ausser dem Brandenburgerthore war, und nun auf dem mir bekannten einsamen Wege, an dem egyptischen Obelisk vorbey, gegen den Hügel von Sanssouci fuhr, warf sich mein Herz mit dem höchsten Feuer, und mit der höchsten Inbrunst nieder vor Gott. Wie ich, in diesen Augenblicken bethete, ward vielleicht nie auf diesem Hügel gebethet. Als ich oben auf dem Hügel vor der kleinen Wohnung

des grossen Königs ankam, umgab mich da, nah und fern, die feyerlichste Stille; ich erblickte nichts als Einsamkeit und Ruhe.

Ein Herr, den ich nicht kannte, führte mich in das Zimmer, wo die geheimen Secretaire oder geheimen Kabinetsräthe des Königs beym Anbruche des Tages izt gewöhnlich hinkamen. Er sagte mir, ich möchte da warten, bis der Kammerdiener des Königs komme, der mich dann gleich zu seiner Majestät führen werde. Indessen blieb dieser Herr bey mir, und ich kam mit ihm in ein sehr seltsames Gespräch. Er fragte mich, auf Verlangen verschiedener Personen in Berlin, die meinen medicinischen Rath haben wollten: wie lang ich in Potsdam bleiben, und ob ich nach Berlin kommen werde? Er hatte auch, in seiner Tasche, ein Gedicht der Frau Karschinn über meine Ankunft in Potsdam.

Geheimnisvoller hätte ich mich, wegen meines Rufes nach Potsdam, nicht betragen können, als ich mich dabey, und auf der ganzen Reise betrug, sagte ich; und wie ist das möglich, mein Herr,

daß Sie vollends schon ein Gedicht der Frau Karschinn, auf meine Ankunft in Potsdam in der Tasche haben?

Lächelnd erwiederte mir der Herr: die ganze Stadt Berlin wisse, seit einigen Wochen, daß mich der König zu sich gerufen habe; und, weil ich nicht gekommen sey, so habe man in Berlin versichert, ich habe dem König geschrieben: ich sey im Pyrmont, und könne nicht kommen!! —

Vor Erstaunen war ich nun fast ausser mir, weil ich glaubte, hier in Sanssouci, stehe ich doch auf dem geheimnisreichsten Fleck von ganz Europa! Am Ende erklärte sich aber die Sache sehr natürlich. Die Nachricht, daß mich der König gerufen habe, gieng in den Kanal, durch den Alles in der Welt geht, und durch den Alles in die Welt kommt. Eine sehr vornehme Dame, die Schwester eines Herrn, der wissen konnte, daß der König an mich geschrieben hatte, erfuhr dieß ingeheim, und so freuhr es dann auch ingeheim der ganze Hof und die ganze Stadt Berlin.

Aber, mein Herr, wie befindet sich der König, und wer ist des Königs Arzt? Der König, erwiederte mir der Herr, befindet sich sehr schlecht, und Er hat izt keinen andern Arzt, als seinen Kammerhusar.

Sein Kammerhusar ist sein Arzt? Ja, und dann zwischendurch und zuvorderst auch der König selbst. Dieser Kammerhusar ist der erste Kammerdiener des Königs. Er heißt Herr Schöning. Sehen Sie, da kommt Er, und führet Sie izt gleich zu dem König.

Herein trat Herr Schöning, begrüßte mich artig und höflich, aber sehr ernsthaft, und mit grosser Besonnenheit. Ich dachte in diesem Augenblicke: zunächst nach dem König, muß ich doch hier mit Herrn Schöning am besten stehen. Also faßte ich mich auch zusammen, und sagte und that alles, was mich Menschenkenntniß und Menschenerfahrung in meinem ganzen Leben gelehret hatten, um izt, so gut ich konnte und vermochte, den Herrn Kammerhusar zu studiren und zu gewinnen.

Herr Schöning zeigte sich mir auch bald, wie er ist. Ich fand an Ihm einen Mann von Verstand, Gefühl und Klugheit, der mit grosser Ueberlegung, aber wahr und sehr gut sprach. Er schien den König durch und durch zu kennen. Bald zeigte sich mir Herr Schöning auch als ein Herzensfreund des schon seit geraumer Zeit von dem König verabschiedeten Herrn Professors Selle in Berlin. Dieß vermehrte die gute Meinung, die ich schon von Herrn Schöning hatte, denn dieß war nicht Hofmanier. Aber weil es ihn doch verdriessen mußte, daß ich, als ein Fremdling, izt in die Stelle seines Herzensfreundes bey dem König trat: so machte dieser Gedanke, oder vielmehr dieser Argwohn, mich gleich mit ihm, und in Absicht auf Alles, was ich sprach und that, äusserst behutsam.

An Herrn Schönings Seite gieng ich nun bis in das lezte Vorzimmer vor die offene Thür des Königs. Da sah ich, unmittelbar vor der Thür des Königs, auf einer Commode, an eben der Stelle, wo ich im Jahre 1771 zwey

Por=

Portraite Kaiser Josephs des zweiten in gleicher Lage gegen einen Spiegel hingestellet fand, ein schönes und grosses Portrait dieses Kaisers. Hier fragte ich noch einmal, im schnellen Vorbeygehen, mein Herz: wie ist dir zu Muthe? Es war mir wohl — im Andenken der Gedanken und Empfindungen, die ich hatte, als ich, den egyptischen Obelisk vorbey, an den Hügel von Sanssouci kam; und so trat ich vor den König.

Auf einem grossen Lehnstuhl, mit dem Rücken gegen die Wand, wo ich herein trat, saß der König. Er hatte einen alten, grossen, schlichten, vor Jahren abgetragenen Hut, mit einer eben so alten weissen Feder, auf dem Kopf. Er war gekleidet in ein Cassakin aus helleblauem Atlas, vorne herunter ganz von spanischem Taback gelb und braun gefärbt. Uebrigens war Er in Stiefeln. Er lehnte ein erschrecklich geschwollenes Bein auf ein Tabouret; das andere hieng.

Äusserst gnädig und freundlich nahm der König seinen Hut ab, und sagte mit einer entzückend angenehmen Stimme: Monsieur je vous

remercie bien de la complaisance que vous avés bien voulu avoir de venir ici, et de la promptitude avec laquelle vous avés fait votre voyage.

Das Gefühl hatte ich nun eben nicht, daß ich geschwind gereiset sey. Aber ich dachte, der König wird wohl wissen, daß man izt, bey dieser trockenen Witterung, im Brandenburgischen allenthalben im Sande stecken bleibt; wird auch wohl wissen, wie lahm die Postpferde in diesen Gegenden sind; und also machte ich, meiner Schneckenschritte wegen, keine Entschuldigung.

Der Herzog von York, sagte ich, hat mir aufgetragen Euer Majestät diesen Brief zu überreichen.

Der König las den Brief, und nun kam es zu folgender Unterredung.

König. Ich bin dem Herzog von York sehr verbunden, daß er Sie (**) hat wollen hieher kommen lassen.

Ich.

**) Dieses Sie statt Ihn, und das so oft wiederkommende Sie statt Er, wird manchem Pedanten, in

Ich. Der Herzog von York wünschet eben so herzlich als ich, daß mein Hieherkommen für Euer Majestät nützlich seyn möchte.

König. Wie befindet sich der Herzog von York?

Ich. Sehr gut. Er ist immer freudig, lebhaft, und feuervoll.

König. Ich liebe den Herzog von York so zärtlich, als irgend ein Vater seinen Sohn lieben kann.

Ich. Der Herzog fühlet sehr lebhaft den hohen Werth der Gesinnungen, womit Euer Majestät ihn beehren.

König. Sie sehen mich sehr krank.

Ich. Den Blick Euer Majestät, finde ich seit fünfzehn Jahren, da ich die Ehre hatte, Sie hier

in Augen und Magen und Bauch, so weh thun, daß Er gewiß alles übrige, was er etwa hier sehen könnte, darüber nicht sehen wird. Der König nannte mich weder Er, noch Ihr, noch Du; denn Er sprach immer und ohne Ausnahme Französisch mit mir, und bediente sich also immer des Wortes vous, das übrigens jeder übersetzen mag, wie es ihm beliebt.

hier zu sehen, nicht verändert. In den Augen Euer Majestät sehe ich keine Verminderung ihres Feuers und ihrer Kraft.

König. O ich habe sehr gealtert, und bin sehr krank.

Ich. Deutschland und Europa werden nicht gewahr, daß Euer Majestät alt und krank sind.

König. Meine Geschäfte gehen ihren gewöhnlichen Weg.

Ich. Euer Majestät stehen des Morgens um vier Uhr auf, und verlängern und verdoppeln dadurch ihr Leben.

König. Ich stehe nie auf, denn ich gehe nie zu Bette. In dem Lehnstuhl, wo Sie mich sehen, werden meine Nächte hingebracht.

Ich. Euer Majestät schrieben mir: das Athemhohlen werde Ihnen seit sieben Monaten sehr beschwerlich.

König. Engbrüstig bin ich, aber die Wassersucht habe ich nicht. Sie sehen indessen, wie meine Beine geschwollen sind.

Ich.

Ich. Wollen Euer Majestät erlauben, daß ich Ihre Beine etwas näher besehe?

(Nun ward Herr Schöning gerufen, der an der offenen Thür des Vorzimmers stand, damit er dem König die Stiefel ausziehe.)

Ich kniete an die Erde, besah die ganz bis an die Lenden mit Wasser angefüllten Beine des Königs — und schwieg!

König. Ich habe keine Wassersucht.

Ich. Mit der Engbrüstigkeit verbindet sich oft starke Geschwulst in den Beinen. Wollen Euer Majestät erlauben, daß ich Ihren Leib befühle?

König. Mein Leib ist izt dick, weil ich aufgebläht bin. Da ist kein Wasser.

Ich. Ausgespannt ist der Leib, aber nicht hart. Darf ich den Puls Euer Majestät untersuchen?

Der Puls war voll, stark, und sehr fieberhaft. Sehr beklommen war der König auf der Brust, und Er hustete unablässig.

Ich. Der Puls ist nicht schwach.

König. Man kann mich nicht heilen. Nicht wahr?

Ich. Erleichtern, Sire!

König. Was rathen Sie mir?

Ich. Vorerst nichts. Aber sogleich werde ich mir die ganze Krankheitsgeschichte Euer Majestät von Ihrem Kammerdiener erzählen lassen, und alles lesen, was die Aerzte Euer Majestät darüber geschrieben haben. Dann werde ich die Ehre haben, meine Meinung zu sagen.

König. Recht so. Schöning ist von Allem unterrichtet.

Nun nahm der König sehr freundlich den Hut ab, und sagte: Ich danke Ihnen nochmals, daß Sie haben hieher kommen wollen; haben Sie die Güte, diesen Nachmittag um drey Uhr mich wieder zu besuchen.

Mit Herrn Schöning gieng ich nun wieder nach dem Zimmer der geheimen Kabinetsräthe ausserhalb des königlichen Schlosses. Meine Meinung sagte ich nicht. Aber daß bey dem Kö-

nig die Wassersucht, nicht nur in vollem Anzuge, sondern wirklich vorhanden sey, daran hatte ich gar keinen Zweifel. Sehr verdächtig war mir auch der Zustand der Brust, nicht nur etwa wegen der Engbrüstigkeit, die auch anderswo ihren Sitz haben kann, oder wegen des Wassers, das sich dort mochte gesammelt haben, sondern auch wegen eines Geschwürs, das mich der heftige Husten, und der fieberhafte Zustand befürchten ließ. Was ich dem König über seinen seit 1771 unveränderten Blick gesagt hatte, war insoweit wahr; aber auch nicht viel gesagt. Das Gesicht war nicht nur sehr blaß und mager, sondern zumal von der weißgelben Blässe, welche nicht nur die übelste Beschaffenheit der Säfte, sondern auch der festen Theile anzeigt, und unter solchen Umständen von der übelsten Bedeutung ist. Auch die Hände fand ich äusserst entfärbt, mager, und dürr; den Leib sehr stark, und die Beine bis ganz oben an die Lenden so fürchterlich geschwollen, als nur irgend Beine geschwollen seyn können.

Alle den Zustand des Königs betreffende Papiere wurden mir von Herrn Schöning vorgeleget. Sie bestanden in einer grossen Menge von Briefen an Herrn Schöning, von Herrn Professor Selle in Berlin. Dieser vortrefliche Arzt war mit Herrn Schöning über den Zustand des Königs beynahe in täglicher Correspondenz; vieles aus diesen Briefen ward vormals dem König erzählet. Sodann zeigte mir Herr Schöning auch eine etwas lebhaft gewordene Correspondenz zwischen dem eigentlichen Arzte des Königs, Herrn Selle, und dem Herrn Geheimenrath und Leibarzt Cothenius. Aus allem sah ich, daß Herr Selle auf eine ganz unverbesserliche Weise den Zustand des Königs, ganz von Anfang her bis ans Ende, beobachtet, beurtheilt, und behandelt hatte. Mit Schrecken hörte ich aber auch: der König habe die allerausgesuchtesten, und seinem Zustande angemessensten Arzneyen, nie über einmal oder zweymal gebraucht; Er sey äusserst eingenommen gegen alle Atzneymittel, mit Ausnahme eines gemeinen Digestivpulvers,

eines

eines kleinen Pulvers aus Rhabarber und Glaubers Salz, und einiger anderer Kleinigkeiten, an die Er einzig und allein glaube, und denen Er einzig und allein traue. Ueber alle Begriffe gehe sodann die Unmässigkeit des Königs im Essen. Nichts gleiche dem Feuer, womit man alle seine Speisen würze, und womit Er täglich seine Eingeweide verbrenne. Die unverdaulichsten Speisen seyen seine liebsten Speisen; nichts esse Er, zum Exempel, lieber als Preussische Erbsen, die härteste Art von Erbsen in der Welt: Erbsen, von denen man sogar in Niedersachsen und vollends in Westphalen sagen würde, sie sind zu hart! — Oft befalle Ihn daher bey Tafel Uebelkeit und Erbrechen, und ein paarmal in jeder Woche, gleich nach dem Essen, eine heftige Colik. Kein Mensch dürfte hierüber Vorstellungen machen. So oft der König durch seine Aerzte, Herrn Selle, Herrn Cothenius, Herrn Frese, und Herrn Theden, beredet worden, irgend ein Arzneymittel zu versuchen, habe Er deswegen seiner Unmässigkeit im Essen keine Schranken gesetzet. Er habe zuweilen das Mittel

tel gelobt, nachdem Er die erste Dose davon eingenommen; aber gleich nach der zweiten Dose, bey der ersten Uebelkeit, bey dem ersten Erbrechen, bey der ersten Colik, bey der ersten üblen Nacht, habe der König gesagt: dieß ist die schändliche Folge der Arzneyen, die man mir giebt! Erschrecklich habe Er dann auf Aerzte und Arzneykunst gescholten; höchst erbärmlich habe Er dann seinen Aerzten die Köpfe gewaschen, und sie gleich auf der Stelle nach ihrer Heimat versendet. Eben dieses Loos habe Herr Selle gehabt, wie alle übrigen Aerzte. Dann habe der König, sobald Er sich die Aerzte vom Leibe geschaffet, wieder gegessen und gelitten, und nichts als seine kleinen Mittelchen gebraucht. So sey die Krankheit des Königs zu dieser fürchterlichen Höhe gestiegen. So werde es nun ferner gehen, und so werde die Krankheit steigen bis zum Tode.

So sprach Herr Schöning. Alles, was er sagte, trug den Stempel der Wahrheit, wie ich an dem nämlichen Tage, und in der Folge, es

zum

zum Theile selbst sah und erfuhr. So jämmerlich mich auch dieß alles hätte niederschlagen sollen, fuhr ich doch, da der König mich so äusserst gnädig aufgenommen hatte, im Vertrauen auf die Fürsehung Gottes, und im Glauben an die Hand, die mich in meinem Leben aus so vielen Gefahren gerettet, ganz ruhig und zufrieden von Sanssouci zurück nach Potsdam, und hatte von dem, was mir am nämlichen Tage noch bevorstand, keine Ahndung.

Den König sollte ich also um drey Uhr des Nachmittags wieder sehen. Aber gleich nach halb ein Uhr, als ich mich eben zu Tische sezte, kam ein königlicher Jäger, mit der Nachricht: Seine Majestät wünschen mich zu sehen, sobald ich gegessen habe! — Ich aß nichts, und flog nach Sanssouci.

Am Hügel von Sanssouci fuhren zwey Herren von der täglichen Tischgesellschaft des Königs, der Herr Graf Lucchesini und der Herr General Graf von Görtz bey mir vorbey. Dieß erschreckte mich, da die Tafel des Königs sonst nicht

so frühe aufgehoben ward. Bey meiner Ankunft in Sanssouci, erfuhr ich von Herrn Schöning, daß der König vom Morgen bis Mittag immer heftiger gehustet, einen schrecklichen Anfall von Engbrüstigkeit habe, und in einem fort sehr viel Blut auswerfe.

Fürchterlich war schon der erste Anblick, als ich vor den König kam. Der König konnte nicht sprechen. Er hustete entsezlich, und jedesmal gieng ihm viel Blut aus dem Munde. Das Athemhohlen war ein mühsames und schreckhaftes Streben nach Athem. Schlag auf Schlag kamen Augenblicke, in welchen es schien, der König verfalle in einen tödtlichen Stickfluß. In seinem Lehnstuhl konnte Er zuweilen nicht mehr sitzen, man mußte Ihm auf die Beine helfen, und Ihn mit allen Kräften halten: denn alle Kräfte schienen verloren, und der Kopf lag dem König auf der Brust. Aber bald sank Er dann wieder in seinen Lehnstuhl, und wenn der entsezliche Husten nachließ, erfolgte ein tiefer Schlummer. — Convulsivische Bewegungen ent=

standen im Gesichte; zuweilen hörte ich ein leises Stönen und Wimmern. Stark und schnell schlug der Puls, aber nicht unordentlich.

Lange stand ich vor dem König, ehe Er ein Wort sprechen, oder ich ein Wort anbringen konnte. Es schien immer, als würde der König auf der Stelle ersticken. Als ich Ihn zum erstenmal sprechen hörte, sagte Er: Zu diesem allem habe ich noch eine heftige Colik. Aber kaum hatte ich ein Wort ausgesprochen, so lag Er wieder in seinem Schlummer, so bewegte sich sein Gesicht wieder convulsivisch, und so hörte ich wieder das Stönen. Dann riß die Gefahr des Erstickens den König wieder aus seinem Schlummer. So folgte dann wieder ein entsezlicher Husten, und das Blut gieng dann wieder häufig aus dem Munde.

Dieser fürchterliche Auftritt hatte etwa eine halbe Stunde gedauert, als der König wieder ein wenig zu sich selbst kam. Ich bath um Erlaubniß, auf der Stelle etwas zur Erleichterung thun zu dürfen. Nun kam es zu folgenden Worten:

König. Was wollen Sie thun?

Ich. Die Brust erleichtern, dem Blutspeyen widerstehen.

König. Das Blutspeyen ist nichts. Ich habe im siebenjährigen Kriege, auf eben diese Art, Blut ausgeworfen. Was soll ich gegen meine Colik thun?

Ich. Ein Clistier nehmen.

König. Das geht den Augenblick, wie ein Pistolenschuß weg. Doch ich werde es versuchen. Aber was thue ich weiter?

Ich. Was sich ohne Vermehrung der Colikschmerzen thun läßt, muß zur Erleichterung der Brust geschehen. Euer Majestät nehmen Oxymel und Salmiack?

König. Das Oxymel hilft mir nichts. Was soll der Salmiack?

Ich. Er wird kühlen, welches sehr nöthig ist, die Brust erleichtern, und die Colik nicht vermehren.

König. Verschreiben Sie mir Salmiack; und sagen Sie mir dann, ob Sie über meinen ganzen Zustand izt recht unterrichtet sind.

Ich. Das bin ich zwar. Aber haben Euer Majestät die Gnade, den Professor Selle von Berlin hieher kommen zu lassen, damit ich mit ihm einen Plan verabreden könne, wie Euer Majestät künftig behandelt werden müssen. Selle kennet Ihren Zustand am besten; hat von Anfang und immerfort am besten darüber geurtheilt, und Euer Majestät immer gut gerathen (*).

König. (mit einem erschrecklichen Gesichte, blitzenden Augen, emporgeworfenen Kopfe, und einer Stimme, wie ich in meinem Leben keine Stimme gehört habe) Diesen Plan erwarte ich von Euch?

(*) Damals wußte ich noch nicht, daß der König dem eben so rechtschaffenen als scharfsichtigen Herrn Professor Selle mit einer Art von Groll vorwarf: Er habe Ihm am Anfang des Junius (es war der fünfte dieses Monaths, wenn ich nicht irre) die unläugbare Wahrheit, daß Er unheilbar sey, zu deutlich merken lassen; daß Er darüber höchst aufgebracht war, und den guten Selle deswegen verabschiedete; und deswegen den sechsten Junius an mich schrieb, um mich zu fragen, ob ich Lust habe, nach Potsdam zu kommen.

Ich. Diesen Plan werde ich Euer Majestät in der Folge vorlegen. Heute muß ich wider die gegenwärtigen Zufälle thun, was möglich ist.

Alle Kräfte des Königs schienen durch diese kurze Unterredung erschöpfet. Gleich darauf verfiel Er wider in einen tiefen Schlummer, der Kopf lag Ihm auf der Brust, und das Gesicht bewegte sich wieder convulsivisch. Der König hatte ein weisses Schnupftuch in der Hand, das aussah, als hätte man es in Blut getaucht. Es war mir daran gelegen, zu wissen, ob Eiter mit dem Blute vermischet sey. Auf einem nahen Tische sah ich ein reines Schnupftuch; ich nahm es in die eine Hand, und mit der andern nahm ich leise das blutige Schnupftuch aus der Hand des Königs. Indem ich dieß that, erwachte der König, fuhr auf mit dem Kopfe, sah mich entrüstet (*) an, ließ aber zu meinem grossen Glücke den

(*) Ein wahrer Charakterzug dieses Helden, wie diejenigen wissen werden, die Ihn verstehen. In meiner Hand hatte ich das mit seinem Blute gefärbte Schnupftuch! Das Tuch, mit Friedrichs Blute

den Kopf gleich wieder sinken, und verfiel gleich wieder in den vorigen Schlummer. Aeusserst leise legte ich indeß das reine Schnupftuch in die Hand des Königs; sodann besah ich das andere, fand nichts darinn, als reines Blut, wenig Schleim, und keinen Eiter.

Lange schlummerte nun der König, und athmete dabey mit äusserst beklommener Brust. Indessen kam der Salmiack. Als der König bey fürchterlichem Husten wieder aufwachte, sagte

Blute gefärbt, in meiner Hand, in der Hand eines Arztes — sagte doch mehr, als Friedrich wissen wollte, und vielleicht auch mehr, als Er mir erlaubte zu wissen. Held wäre vielleicht der Mensch nicht immer, wenn er immer über das dächte oder denken hörte, was er sieht. Entrüstet war darum Friedrich der Grosse in der Schlacht bey Torgau, gegen diejenigen Generale und Adjutanten (wie ich es aus dem Munde eines der leztern in Wörlitz hörte) denen Er etwas zu rasch und zu schnell gestanden hatte: Mich traff so eben eine Kugel auf die Brust! — Matt war zwar die Kugel; aber der König bemerkte es nicht gleich. Kurz und gut, Er ärgerte sich hinterher, daß Ihm diese Worte entgangen waren.

ich, der Salmiack ist da! Der König schüttelte den Kopf — nahm den Salmiack, auch ein Clistier, und verfiel wieder in einen Schlummer; und dieser dauerte über eine Stunde, unter beständigen Verziehungen der Gesichtsmuskeln! So lange war ich bey dem König ganz allein; einer, und bisweilen beyde Kammerhusaren, waren in dem ersten Vorzimmer.

Alleine, war ich, armer Fremdling, also da, bey dem König in Preussen, der entrüstet über mich schien; am ersten Tage nach meiner Ankunft, eh ich irgend etwas von Erheblichkeit hatte sagen und thun können: und in der gegenwärtigen Gefahr, diesen an der Spitze des achtzehnten Jahrhunderts stehenden Held und König, den Europa so oft gefürchtet und immer bewundert hat, unter meinen Augen vergehen, hier — einsam in meinen Armen sterben zu sehen!

Errathen wird jeder, der jemals in der größten Gefahr und in dem schreckhaftesten Gemüthszustande war, was ich in dieser Lage empfand! Eine brennende Hitze herrschte diesen

ganzen

ganzen Tag hindurch; der Schweiß fiel mir herunter vom Angesichte wie ein Regen. Aber Blut hätte ich geschwitzet, wenn man könnte Blut schwitzen.

Bey dem schrecklich grossen Manne stand ich da, ganz alleine, in der allgemeinsten feyerlichsten Stille, und weit umher herrschenden Ruhe; und darum gieng mir auch mancher mich zerstreuender, und auch zuweilen ein herzerhöhender Gedanke durch den Kopf. Bald heftete ich meine Augen auf Ihn — bald auf ein herrliches Brustſtück des Marcus Aurelius, aus weissem Marmor und vielfärbigem Achat, das neben Ihm auf dem Kamin, seinem Bette gegenüber, stand; und erinnerte mir dabey die Stelle aus Friedrichs Epistel an Keith: Vertueux Marc Auréle, l'exemple des humains, mon héros, mon modéle! Ohne von dem Fleck zu weichen, worauf ich stand, betrachtete ich alles, was mir an dem König, und in seinem Zimmer auffiel. Bey seinem übrigens etwas cynischen Anzug hatte der König an der linken Hand zwey Ringe,

 jeden

jeden von einem sehr grossen Solitairbrillanten; an der rechten Hand einen Ring von geringem Werth und grosser Bedeutung, einen grossen schlesischen Chrysopras, also das beständige Merkzeichen seiner Eroberung Schlesiens. Zur Seite, vor der offenen Thür des ersten Vorzimmers, frappirte mich immer das schöne Portrait Kaiser Josephs des Zweiten, das der König da grade vor sein Auge gestellet zu haben schien: um diesen grossen und unternehmenden Monarch nie aus seinem Auge zu verlieren.

Aber so oft ich dann wieder an mich, und an meine gegenwärtige schreckliche Lage dachte, sprach ich zu mir selbst: nun ist es wohl allgemein bekannt, daß dieser grosse König da — mich zu sich hat rufen lassen! Zu grösserer Ehre kann kein Arzt in der Welt gelangen. Und der Neid, der nicht verträgt, daß einem andern etwas Merkwürdiges und Schönes begegnet, was Ihm nicht auch begegnet, wie fürchterlich wird der nun über mich, in allen Ländern, wo mir etwa Aerzte aus der niedrigen Classe, gelehrte Herren, und

Schul=

Schulmeister, nicht gut sind, mit den Zähnen knirschen? Aber ach, wüßte doch das arme neidische Pack, wie mir izt ist, welche Angst, welcher Unmuth, welche Gefahren, und welche Schrecken mich umgeben: O gewiß, es würde gestehen, solches Glück wünschen wir uns nicht!

Daß der König heute nicht sterben werde, sagte ich mir dann doch immer zwischendurch. Erstlich, weil Er gar nicht den Puls eines Sterbenden hatte, und weil die Lebenskräfte, alles bösen Anscheins ungeachtet, wie ich aus dem Pulse sah, nicht gesunken waren. Zweitens, weil ich dachte, dieser Sturm sey vielleicht nur von periodischer Natur, und eben deswegen begleite ihn mehr Schrecken als Gefahr.

Indem ich mit meinen Gedanken so hin und her wanderte, weckten endlich Herzensbeklemmung, fürchterlicher Husten, und gegenwärtig scheinender Stickfluß den König wieder auf. Er sagte, sobald Er sprechen konnte: der Salmiack hilft mir nicht, Ich will mein Digestivpulver

nehmen? Es bestand aus Cremor Tartari, Salpeter, und Krebsaugen. Ich antwortete: ja Ihr Majestät, nehmen Sie ihr Digestivpulver; es öfnet Ihnen den Leib, und dieß wird Sie beruhigen.

Genommen ward das Digestivpulver, und nun kamen eine grosse Menge offener Briefe: alles, was der König, am frühen Morgen dieses Tages, auf alle aus allen Ländern und seinem ganzen Reiche, in der lezten Nacht, eingeloffenen Depeschen, Berichte und Briefe, geantwortet hatte. Auf einen kleinen Tisch, neben den Lehnstuhl des Königs, wurden diese Briefe hingeleget. Mit zitternder Hand ergriff der König die Menge Briefe, und fieng an, seiner grossen Schwäche und Hinfälligkeit ungeachtet, zu lesen. Ich trat um einige Schritte zurück hinter den König, in die Thür des Vorzimmers. Alle diese Briefe, die aber wohl sehr kurz seyn mochten, las der König, und unterschrieb sie mit seiner zitternden Hand. Als dieses Geschäft beendigt war, trat ich wieder vor den König, der einige Worte mit

mir

mir über seinen Zustand sprach, und dann wieder einschlummerte.

Abwechselnd ward nun wieder geschlummert und gehustet; aber mit weit wenigerm und geringerm Blutauswurf. Meine Meditationen sezte ich, indem der König schlummerte und ich wieder eine Stunde einzig und allein bey Ihm war, über alles fort, was mir etwa das Herz heben konnte. So schrecklich diese Scene auch war, so stählte mir doch, eben ihre Grösse den Muth. Wenn ich dieß überstehe, da glücklich hindurch komme, diesen grösten und schrecklichen Mensch am Ende doch vielleicht gewinne, dachte ich mit einer Art von Enthusiasmus: so macht mich auch gewiß weiter nichts in der Welt verlegen; so trete ich, mit der grösten Furchtlosigkeit vor jeden Grossen der Welt; und so sehe ich kühn und ruhig allen Menschen auf Erden ins Gesicht.

Ab und zu, wenn der König wachte, sprach Er mit mir ein Wort. Endlich kamen einige Stuhlgänge, und der König wachte allmählig länger, hohlte nicht mehr so ängstlich den Athem,

sagte, daß seine Colik nachlasse, und verabschiedete mich endlich, nachdem ich vier ganze Stunden auf diesem gefährlichen Posten ausgehalten hatte, mit einer ziemlich verdrießlichen Mine, und mit diesen Worten: Kommen Sie Morgen frühe um halb sieben Uhr wieder!

Fünf und zwanzigster Junius. Als ich, um halb sieben Uhr des Morgens im lezten Vorzimmer erschien, um zu dem König zu gehen, übergab mir der zweite Kammerhusar tausend Thaler in Bancozetteln, und sagte: der König lasse mir wissen, dieß sey für meine Reisekosten von Hannover nach Potsdam; für meine Rückreise von Potsdam nach Hannover werde ich wieder tausend Thaler erhalten.

Nun trat ich vor den König, der mich sehr gnädig, sehr höflich, und sehr milde anredete, sehr zufrieden war, und von sehr guter Laune. Ich habe weit besser geschlafen, sprach Er, als ich es erwarten durfte, und ich befinde mich nun ganz anders, als gestern. Er hustete wirklich sehr viel weniger, warf nur ein Weniges von

Blut aus, viel weniger war seine Brust beklommen, und der Puls ziemlich ruhig.

Ich bedankte mich nun für das Geschenk, das ich so eben erhalten hatte. Der König antwortete mir hierauf: c'est moi qui vous suis obligé de la complaisance que vous avés eu de venir ici.

Izt ward über den gegenwärtigen Zustand gesprochen. Vorerst, sagte ich, werde es am besten seyn, blos mit kühlenden Arzneyen fortzufahren, und dabey sehr sorgfältig darauf zu sehen, daß hinreichende Leibesöfnung erfolge. Damit war der König sehr zufrieden. Er verabschiedete mich auf die allerhöflichste und gnädigste Art, und sagte: haben Sie die Güte, diesen Nachmittag um drey Uhr wieder zu kommen.

Ich kam. Der König unterhielt sich mit mir über eine halbe Stunde, sagte kein Wort von seinem Zustande, war sehr heiter und aufgeweckt, spie zwischendurch ein wenig Blut, und sprach in einem fort von englischer und französischer Litteratur.

Zum

zum Exempel.

König. Locke und Newton waren die grösten Denker unter den Menschen; aber die Franzosen verstehen doch besser, als die Engländer, die Dinge gut zu sagen.

Ich. Die Englische Sprache ist allerdings sehr geschickt zum Vortrage spekulativer Philosophie, und aller höhern Wissenschaften. Aber auch im Parlamente lebet, in ununterbrochener Reihe, aus der Asche eines brittischen Demosthenes ein anderer wieder auf. Die Englische Sprache beuget sich auch zu dem edelsten Vortrage in historischen Werken; und steht unter keiner in Werken von Witz und Laune.

König. Hume und Robertson sind Geschichtschreiber vom ersten Range. Ich schätze beyde sehr hoch.

Ich. Gibbon übertrifft sie vielleicht beyde. Alle Würde und jeder Reitz des historischen Styls, sind in Gibbon vereinigt. Seine Perioden haben einen entzückenden Wohlklang, und alle seine Gedanken haben Nerv und Kraft.

König.

König. Was hat Gibbon geschrieben?

Ich erzählte nunmehr den Hauptinhalt von Gibbons Werke über die Abnahme und den Sturz des Römischen Reiches.

Der König hörte mich mit grosser Aufmerksamkeit, und ließ mich lange reden, ohne mich zu unterbrechen. Es schien, als wenn Ihm meine Erzählung angenehm wäre. Nun warf Er noch einen Blick auf unsere Litteratur.

König. Wie steht es mit den Wissenschaften in Hannover?

Ich. Wir haben viele sehr gute und sehr geschickte Köpfe in Hannover. Ohne es sich merken zu lassen, wetzet sich ein Kopf an dem andern; und jedes Jahr entstehen dann daher einige Funken. Die Hannoveraner haben ihre Einsichten dem guten Unterricht von Göttingen zu verdanken.

König. Göttingen hat sich sehr hervorgethan; aber doch ist kein Hannoveraner dort Professor!

Ich. Viele der geschicktesten Männer Deutschlands leben und lehren in Göttingen. Aber verschiedene ausgezeichnet gute Köpfe unter den göttingischen Professoren sind doch auch geborne Hannoveraner; zum Exempel Wrisberg und Meiners.

König. Ich kenne Meiners. Er hat ein gutes Buch über die Schweitz geschrieben.

Ich. Ein sehr gutes Buch; und mit wahrer Liebe für die Schweitz geschrieben; wofür man aber auch, aus allen dreyzehn Cantonen, nach Meiners Kopfe mit Steinen warf.

Ein Weniges ward nun noch von der Schweitz, etwas von Haller, und einigen Gelehrten gesprochen. Der König sprach von Hallern mit grosser Güte und Gelindigkeit, ein Beweis, daß Usong nicht bis zu Ihm gekommen war; und von einigen andern Gelehrten bitter, und schneidend!

Zulezt sagte der König wieder auf die gnädigste Art: ich wünsche sehr, Sie Morgen um acht Uhr wieder bey mir zu sehen.

Sechs und zwanzigster Junius. Der König war wieder äusserst herablassend, sanft, und von der besten Laune. Die Unterredung hub auf folgende Weise an:

König. Haben Sie den Plan, wie ich behandelt werden soll, geschrieben?

Ich. Nein, Sire! Aber ich habe diesen Plan im Kopfe, und werde die Ehre haben, Euer Majestät, wenn Sie mich hören wollen, dieß alles sogleich mit wenigen Worten zu sagen.

König. Sagen Sie was Sie wollen.

Ich. Euer Majestät haben grosse Verstopfungen, zumal in den Eingeweiden des Unterleibes. Man muß trachten, das Stockende aufzulösen, den richtigen Umlauf aller Säfte herzustellen; und, so viel man ohne Nachtheil der Kräfte kann, das Ueberflüssige wegzuschaffen. Zuerst nehmen Euer Majestät, ganz allein, ein sehr auflösendes, eröfnendes, und gelinde abführendes Mittel. In der Folge kann man dann die eröfnenden und abführenden Mittel verstärken, und sie durch stärkende unterstüzzen. Dieß

ist mein ganzer Plan, und weiter hinaus weis ich Nichts.

König. Sie wollen mich also heilen.

Ich. Lindern will ich den Zustand Euer Majestät, wenn Sie Geduld genug haben, und mir Zeit genug vergönnen. Eine sehr gelinderte Krankheit ist am Ende eine halbgeheilte Krankheit.

König. Da haben Sie recht. Aber was wollen Sie mir denn geben?

Ich. Ein sehr gemeines, allgemein bekanntes, äusserst einfaches Mittel, dessen sich die Griechen und Römer schon bedienten, den zur Honigdicke eingekochten Saft vom Löwenzahn.

König. Das ist eine Pflanze, die ich nicht kenne.

Ich. Sie wächst im Frühling auf allen Wiesen.

König. Den Löwen möchte ich wohl kennen, für den dieser Zahn erschaffen ward.

Ich. (lächelnd) Sire, dieß wird sich bald zeigen.

König. Aber kennen Sie die Wirkungen dieser Pflanze aus eigener Erfahrung?

Ich. Aus häufiger Erfahrung.

König. Ich will dieses Mittel nehmen.

Und nun sagte der König noch bey seiner heitern, und in diesem Augenblicke comischen Laune: Adieu mon cher Monsieur, j'obeïrai à tous vos ordres!

Der Kammerhusar, Herr Schöning, der an der offenen Thür stand, und diese ganze Unterredung gehöret hatte, war voll Erstaunung, als ich herauskam. Nie, sagte Er, war der König in medicinischen Sachen so billig und so lenksam; in seinem Leben begegnete Er nie einem Arzte so höflich!

Gegen vier Uhr dieses Nachmittages sah ich den König wieder. Er war wieder äusserst höflich und zufrieden, und sprach mit mir über anderthalb Stunden von mancherley Dingen. Etwas von dieser Conversation kann ich mittheilen.

König. Sehen Sie oft den Herzog von York, und was denken Sie von Ihm?

Ich. Den Herzog von York sehe ich, so oft Er meiner bedarf; und dann nebenher, auch noch etwa einmal in der Woche. Er begegnet mir äusserst liebreich und gütig; es ist mir immer wohl, wenn ich bey Ihm bin. Er ist ein äusserst liebenswürdiger Herr, und durch seine in England erhaltene Erziehung so menschlich gesinnet. Er weis nichts von dem Sultansstolze der allerkleinsten deutschen Prinzen. Nie hat mich der Herzog von York gedrücket oder gequälet, wie kleine deutsche Fürsten bisweilen ihre Leibärzte drücken und quälen. Seine schöne Seele brachte keine andern, als die mit allen Rechten der Menschheit übereinstimmenden Grundsätze, aus England nach Hannover. Unsere Sitten dort haben sich auch sehr nach Ihm gebildet und gemildert. Die aristokratische Steiffigkeit, und den adelichen Uebermuth vertrieb der Herzog von York durch seine milde und gefällige Denkart aus Hannover; und dieß that, sehr kräftig und derbe, und zuweilen beynahe mit Kartetschen, auch sein muthvoller Bruder, der junge Seemann, Prinz Wilhelm! Es ist sehr

zu

zu wünschen, daß die Söhne unsers Königs immer bey uns bleiben, damit sich, bey dem Adel und dem Bürgerstande in Hannover, die durch diese Prinzen so rühmlich gemilderten althannöverischen, halb plattdeutsch und halb spanisch gewesenen Sitten, ganz verwischen und ganz vergessen. Als ich einst den Herzog von York des Morgens frühe krank fand, und Ihm sagte, Er möchte mir erlauben, daß ich Ihn auf den Abend wieder sehe, antwortete Er mir: kommen Sie, wenn Sie nichts besseres zu thun haben! Der Herzog von York ist nicht so anmassend, und nicht so stolz, wie mancher kleiner Bürger, mancher kleiner Edelmann von einem halben Quartiere, der sich Ihr Gnaden durch seine Domestiken nennen läßt, und ein grosser Schwarm von Bürgersweibern in Hannover.

König. Ich wußte von jeher, recht sehr gut, daß man einst in Hannover so spanisch war, wie Sie sagen; und liebe den Herzog von York, auch wegen dieser Sittenreformation, um so viel mehr.

Ich. Ach wie viele trefliche und gute Menschen aus allen Ständen würden sich freuen, wenn sie wüßten, wie sehr Euer Majestät den Herzog von York lieben!

König. Ich liebe den Herzog von York unendlich. Er ist für sein Alter so sehr ausgebildet. Er hat so gute Manieren und so viele Kenntnisse. Er ist so vernünftig und so wohl gesittet. Man muß es einem Prinzen verdanken, wenn er so viel Verdienst hat, denn mehrentheils haben die Prinzen gar kein Verdienst! Ich habe den Herzog von York oft in kleinen Dingen beobachtet, wo Er gar nicht vermuthen konnte, daß Ich auf Ihn sehe. In solchen Kleinigkeiten achtet der Mensch gar zu oft nicht auf sich selbst, und macht sich dann eben da weit mehr kund, als in grossen Dingen, wo man sich immer zusammenfasset, weil man weis, daß man von andern Menschen beobachtet wird. Immer habe ich, auch bey diesen Wahrnehmungen, den Herzog von York so gefunden, wie ich Ihn zu finden wünschte.

Ich. Sire, es ist aber auch nicht möglich, daß man Ihnen mehr ergeben sey, als der Herzog von York Euer Majestät ergeben ist. O wie gerne opferte Er sein Leben für Sie hin!

König. Er weis, wie sehr ich Ihn liebe, und ich hoffe, daß Er einst ein guter General werden wird.

Nun versprach mir der König noch, bevor Er mich verabschiedete: Er wolle Morgen frühe das Ihm vorgeschlagene Mittel aus dem Löwenzahn nehmen!

Sieben und zwanzigster Junius. Genommen ward das Mittel nicht. Als ich diesen Morgen um acht Uhr zu dem Könige kam, bemerkte ich nicht die geringste Spur mehr von allen guten Entschlüssen des vorigen Tages. Verschwunden war alle die Folgsamkeit, über die Herr Schöning so sehr erstaunte. Gleich beym Eintritt in sein Zimmer kam mir der König mit einer äusserst zahlreichen Artillerie von Einwürfen gegen das Mittel aus dem Löwenzahn entgegen. Ich beantwortete mit der grösten

Freymüthigkeit alle Einwürfe des Königs, denn seine Artillerie schien mir wahrlich nicht schwer.

Die Unterredung über den Löwenzahn ward indessen immer lebhafter, und endigte sich endlich so:

König. Das sage ich Ihnen aber zum voraus, Ich nehme Ihre Arzney nur einmal im ganzen Tage.

Ich. So haben Euer Majestät sehr viel auf einmal zu nehmen.

König. Wie viel?

Ich. Zwey bis drey Eßlöffel voll.

König. Das heisse ich nicht viel.

Ich. Desto besser. Aber nach zwey bis drey Eßlöffeln von dem Löwenzahn, die man auf einmal nimmt, kann man übel werden, vielleicht gar sich erbrechen.

König. So nehme ich den Löwenzahn nicht!

Ich. Es kann auch seyn, daß dieß nicht geschieht. Euer Majestät können mit kleinern Dosen anfangen.

König. Mir misfällt dieses langsame Fortschreiten.

Ich. So nehmen Euer Majestät gleich zwey Eßlöffel voll in Fenchelwasser, das wohlthätig für den Magen ist.

König. Kann ich bald darauf Caffee trinken?

Ich. Eine halbe Stunde nachher.

König. Aber der Löwenzahn kann die Kraft verloren haben, die er zur Zeit der Griechen und Römer hatte.

Ich. Diese Pflanze und ihre Kräfte kenne ich nicht etwa nur aus Büchern. Ich bediene mich des eingekochten Safts derselben seit dreissig Jahren. Jeden Frühling verschreibe ich gegen alle Krankheiten, die von Verstopfungen der Eingeweide herrühren, vielleicht mehr als einen Centner dieses Extrakts. Aber, wenn auch alles, was ich sage, Euer Majestät nicht beredet, und nicht überzeugt: so machen es Dieselben, indem Sie das Mittel aus dem Löwenzahn nehmen, mit mir, wie Alexander mit seinem Arzte, von

dem man Ihm sagte, daß er Ihm werde Gift zu trinken geben. Trinken Euer Majestät diesen Gift in meiner Gegenwart, und sehen mir dabey scharf ins Gesicht. Sie werden erfahren, daß ich eben so wenig aus meiner Fassung komme, als der Arzt des grossen Alexanders.

Diese kleine Rakete schien bey dem König mehr zu wirken, als alle medicinischen Raisonnements. Er lachte laut, auf eine äusserst liebreiche und fröhliche Art, und sagte laut und nachdrücklich: Ich werde Ihr Mittel nehmen!

Meinen Abschied für diesen Morgen gab mir der König mit folgenden Worten: Adieu mon bon Monsieur. Vous me fairiés plaisir, si vous vouliés revenir cette aprésdinée à trois heure, pourvû que cela ne vous incommode pas (*).

Um

(*) Ich kenne die gelehrten und nichtgelehrten Herren alle, mit Namen und Zunamen, für die ich diese Höflichkeitsformeln zu oft wiederhole, ob sie doch gleich immer den Charakter, oder die gegenwärtige Gemüthslage des Königs bezeichnen.

Ein

Um drey Uhr fieng die Unterredung so an:

König. Aber sagen Sie mir, ist es möglich, daß ich, in meinem Alter, nach aller Arbeit, die ich gethan, nach einem so ununterbrochen beschwerdevollen Leben, und izt nach allem meinem Leiden, auch nur noch die allergeringste Erleichterung hoffen und erwarten dürfe?

Ich. Es ist möglich.

König.

Ein ehrlicher Bildschnitzer in Hannover, Namens Herr Quitenbaum, bey dem ich heute einen Namen zu einem Portrait des grossen Friedrichs bestellte, sagte mir, indem Er das Bild süßlichlächelnd und freundlich betrachtete: Ich habe einmal die Ehre gehabt, daß mich der König in Preussen einen Hallunken nannte!

Mich nannte der König nun freylich nicht so, und dafür bitte ich die gelehrten und nichtgelehrten Herren um Vergebung! Aber ich verspreche ihnen, samt und sonders, hier feyerlichst, daß ich, eben wie der gute Herr Quitenbaum, obgleich in einem ganz verschiedenen Sinne, mich für sehr geehret halten werde, wenn mich diese Herren, wegen meiner Unterredungen mit Friedrich dem Grossen, ganz laut und vor aller Welt nennen wollen, wie es ihnen beliebt.

König. Ich kann es nicht glauben.

Ich. Ich glaube es. Denn am ersten Tage, als ich die Ehre hatte, Euer Majestät den ganzen Nachmittag hindurch zu sehen, waren Sie so schwach, so hinfällig, daß ich glaubte, Sie würden sich in langer Zeit nicht wieder erholen. Mit Schrecken kam ich den andern Morgen wieder, und fand Euer Majestät heiter und froh. Es ist also Lebenskraft da; und so lange die da ist, habe ich Muth.

König. Morgen frühe nehme ich den Löwenzahn.

Acht und zwanzigster Junius. Heute frühe um sechs Uhr, gleich nach Beendigung seiner Regierungsgeschäfte, nahm der König den Löwenzahn, und zwar in ziemlich starker Dose, zwey Eßlöffel voll des Saftes in Fenchelwasser aufgelöset. Ich kam zur gewöhnlichen Zeit, um acht Uhr; und hörte nun Wunder, so, daß ich meinen Augen nicht traute, und mich auf meine Ohren nicht verließ.

König. Ihr Mittel, mein lieber Herr Zimmermann, ist ein medicinischer Courier, der auf den ersten Befehl gradezu, und mit der möglichsten Schnelligkeit am Orte seiner Bestimmung eintrifft. Ihr Mittel hat Geist, denn es weis, wo mein Uebel sitzt. Sie sind ein Mann, der grade dahin trifft, wohin er zielet. Sie thun Wunder: denn ich bin heute mehr erleichtert, als ich es noch nie, durch kein einziges Mittel, gewesen bin. Ich befinde mich besser, als ich mich noch nie seit meiner ganzen Krankheit befunden habe.

Ich. Wunder habe ich nie gethan, werde sie nie thun, und glaube an keine, als an diejenigen, die Euer Majestät im siebenjährigen Kriege thaten. Ach Sire, Sie sagen mir zu viel, viel zu viel, Gutes von meinem Mittel! Sie haben lezte Nacht gut geschlafen, und schreiben nun meinem Mittel den behaglichen Zustand zu, den Sie dem Schlafe zu verdanken haben. Der giebt Ihnen heute diese Kraft, diesen Muth, dieses Vertrauen.

König. Nein. Mein gutes Befinden ist die Wirkung Ihres Mittels. Andere male habe ich auch gut geschlafen, und befand mich deswegen nicht besser. Sehen Sie, wie frey ich Athem hohle.

Ich. Euer Majestät sprechen viel schneller, und mit grösserer Leichtigkeit.

König. So frey war mein Athem nicht in langer Zeit.

Ich. Aber darf ich Euer Majestät eine Anmerkung machen? Durch Ihre Beharrlichkeit überwanden Sie alle Ihre Feinde; durch Ihre Beharrlichkeit in allen Ihren Unternehmungen machten Sie unerhörte Dinge möglich, und erwarben sich einen unsterblichen Ruhm: und nur durch diese Beharrlichkeit können Sie anizt Ihre Krankheit und Ihre Leiden mildern.

König. Wird dieses Mittel die Geschwulst aus meinen Beinen wegnehmen?

Ich. Vielleicht, wenn es genug auf den Stuhlgang wirket. Dieß können aber in der Folge auch andere Mittel thun.

König. Wie geschwind wird mich der Löwenzahn erleichtern: in zwey Monathen?

Ich. Vielleicht in einem Monath.

Heute verabschiedete mich der König mit grösserer Zufriedenheit, und mit grösserer Güte, als noch an keinem der vorigen Tage.

Eben so munter, und eben so zufrieden fand ich den König des Nachmittags um drey Uhr. Er unterredete sich mit mir über sehr mancherley Dinge.

Zum Exempel:

König. Sie sind mit der Kaiserinn von Rußland in Correspondenz?

Ich. Die Kaiserinn hat die Gnade, bisweilen an mich zu schreiben.

König. Die Kaiserinn fragt sie Ihrer Gesundheit wegen um Rath.

Ich. Dazu hat die Kaiserinn keine Ursache, weil Sie der allervollkommensten Gesundheit geniesset. Litteratur, Menschenliebe und Philosophie sind der Inhalt der Briefe, womit die Kaiserinn mich beehret.

König.

König. Man weis doch überall, daß die Kaiserinn krank ist.

Ich. Die Kaiserinn weis, daß man dieß überall glaubt. Sie scherzet oft darüber, und schrieb mir einst: Ihre Gesundheit koste Ihr jährlich dreissig Pfennige.

König. Meine Nachrichten lauten nicht so.

Ich. Euer Majestät wissen am besten, wie unzuverlässig in solchen Fällen oft die geheimsten und ganz aus der Nähe kommenden Nachrichten sind. Ich weis sehr genau und pünktlich, daß alles, was man von der Kränklichkeit der Kaiserinn erzählet, nicht wahr seyn kann. Die Kaiserinn verträgt die allerstärksten Fatiguen. Noch im vorigen Sommer machte Sie eine Reise von zweyhundert und fünfzig deutschen Meilen, bey der besten Laune und der anhaltendsten Froheit des Geistes. Diese gute Laune verläßt die Kaiserinn nie. Den ganzen Tag ist ihr Geist geschäftig und wirksam. In den Stunden Ihrer Muße schrieb Sie noch neulich mit Ihrer eigenen Hand ein Gesetzbuch für Rußlands Adel, und

ein Gesezbuch für Rußlands Städte. Ein erstaunendes Werk in ganz philosophischer Absicht, unternahm Sie mit Ihrer eigenen Hand, ein vergleichendes Glossarium aller Sprachen und Mundarten. Einige neuerlich zur Beschämung der Schwärmerey und des Aberglaubens von der Kaiserinn selbst verfertigte Lustspiele, voll lachender Satyre, voll Wiz und Laune, erhielt ich, in diesem Jahre, zum Geschenke, aus der Hand der Kaiserinn (*).

König. Ich gestehe es, die Kaiserinn von Rußland ist eine Frau von ausserordentlichem Genie (**).

Neun

(*) Drey Lustspiele wider Schwärmerey und Aberglauben. 1) Der Betrüger (Cagliostro). 2) Der Verblendete. 3) Der sibirische Schaman. Von J. K. M. D. K. a. R. Berlin und Stettin bey Friedrich Nicolai. 1788.

(**) Dieß sagte der König nicht nur in dieser Stunde, denn dieß sagte Er immer. Nach seinem Tode schrieb mir mein Freund, der Graf Lucchesini, den 16 September 1786: L'Imperatrice de Russie, un tems l'amie du grand Fréderic, toujours la

Neun und zwanzigster Junius. Der König befand sich diesen Morgen nicht ganz so gut, wie gestern; aber Er war doch nicht weniger aufgeweckt, gütig, liebreich, und von heiterer Laune.

König. Sie verstehen, wie man ihre Kunst einfach machen kann. Ich liebe gar sehr die Simplicität in der Medicin.

Ich. Weil Euer Majestät gewohnt sind, die grösten Dinge mit den einfachsten Mitteln auszuführen.

König. Je mehr Triebwerke man bey einer Machine anbringet, desto mehr kömmt man in Gefahr, daß eines dieser Triebwerke seinen

Dienst

rivale de sa gloire, etoit toujours aussi l'objet des discours et de l'admiration de ce Roi unique. Je garderai toujours le souvenir précieux des entretiens, que j'ay eu avec Lui sur le sujet de cette grande et étonnante Souveraine; et quand les circonstances me permettront de m'occuper de quelque chose de relatif à la vie de Fredéric, je ne risquerai point de Lui déplaire en les rendant publics.

Dienst versage, und dann die ganze Sache verderbe.

Der König endete die Unterredung mit diesen Worten: Ich werde fortfahren, Ihr Mittel zu nehmen.

Um drey Uhr des Nachmittages fand ich den König äusserst aufgeweckt und froh. Eine Stunde vorher hatte Er jedoch Leibschmerzen.

König. Meine Colik kömmt daher, weil ich heute zu viel Melonen gegessen habe.

Ich. Allein schaden die Melonen nicht so sehr, wie in Vermischung mit vielen andern Speisen.

König. Kennen Sie die kleine grüne afrikanische Melone, die inwendig weiß ist? Sie übertrifft alle übrigen Gattungen durch die Lieblichkeit ihres Geruches und Geschmackes.

Ich. Diese Melone haben wir in Hannover nicht, ob wir gleich fast alle ausländische Früchte in der grösten Vollkommenheit haben.

König. Morgen schicke Ich Ihnen eine solche Melone, und dann sollen Sie sehen, wie schwer es ist, der Versuchung nicht zu unterliegen.

Dreissigster Junius. Von sehr guter Laune war der König wieder diesen Morgen. Ich ergriff den guten Augenblick, um von Diät zu sprechen. Der König gab mir in Allem recht, sagte selbst vortrefliche Dinge über Diät, und versicherte mich, daß Er alle diese Regeln befolge; Er sondere von jeder Speise das Schädliche und Unverdauliche ab, und begnüge sich jede Schüssel blos zu schmecken. Der König sprach nun wieder von den Melonen, und sagte: Er wolle mir selbst den Mittag eine von seiner Tafel schicken, welches dann auch geschah.

Nach Beendigung des Capitels über Diät kam der König auf andere Dinge.

König. Finden Sie Potsdam, seit den fünfzehn Jahren, da Sie hier gewesen sind, sehr verändert?

Ich. Zum Erstaunen. Euer Majestät haben in dieser Zeit eine sehr grosse Menge neuer Häuser bauen lassen. Die Stadt ist von allen Seiten verschönert. Mir ist oft, ich sey nicht

in

in Deutschland, sondern in Rom, in Vicenza (*), in Venedig. Aber mir gefallen auch, ausser den Palästen, die neuen kleinen Häuser, die Euer Majestät haben bauen lassen. Die Bauart dieser Häuser könnten Partikularen so gut nachahmen, wenn sie Geschmack hätten und liebten. Ich

(*) Eine Schmeicheley war dieß nicht. Die Schmeicheley hätte sich sehr listig verstecken müssen, wenn sie sich Friedrich dem Grossen hätte nähern wollen. Es war vielmehr das Gegentheil, und dieß wußte ich sehr wohl; denn ich wußte, daß der König einst, einen aus Vicenza, der Vaterstadt des Palladio gebürtigen jungen Gelehrten, den Abt Michelessi fragte: Hat die Stadt Vicenza noch ein ehrliches Ansehen?

Sire, antwortete Michelessi, wir haben über zwanzig Häuser in Vicenza, die alle schöner sind, als der neue Palast in Sanssouci!

Diese kecke Antwort hatte wahrscheinlich der König auch nicht vergessen. Aber eine Schmeicheley war auch meine Antwort in anderer Absicht nicht, denn wirklich sieht man in Potsdam viele Häuser nach Zeichnungen des Palladio. Man sieht aber auch viele Gebäude nach eigenhändigen Zeichnungen des Königs; aber diese sind nicht die schönsten, denn Friedrich der Grosse war kein Palladio, wie die

möchte wünschen, daß unsere niedersächsischen Häuserbauer hieher kämen, um Häuser bauen zu lernen. Die Baukunst ist in Niedersachsen noch größtentheils in ihrer Kindheit. Mir däucht, diese schönen kleinen Häuser würden nicht viel mehr kosten als unsere hölzernen Kasten in Hannover. Die Verzierungen sind von einer Composition, die gegen die Witterung aushält.

König.

krumme Bibliothek in Berlin zeigt. Zwar ist diese Bibliothek nicht nach des Königs, sondern nach Ungers Zeichnung gebauet, und nur die höchst unglückliche Inscription, Nutrimentum Spiritus, ist eine Erfindung des Königs. Aber immer war doch diese Zeichnung von dem König angenommen und gebilligt. Ob aber auch der König in der Baukunst Bizarrerien für erlaubt hielt; oder ob Er seinen Baumeistern Fesseln anlegte, wie seinen Aerzten: oder ob seine Baumeister selbst nicht immer die ersten Baumeister von der ganzen Welt waren, dieß mögen andere prüfen. Mir schreb wenigstens ein Mann von grossem Geiste, unter der Regierung König Friedrich Wilhelm des Zweiten, aus Berlin: Vous sçavés que votre bienaimé d'Erdmansdorf est l'Apollodore de notre Adrien; ce qui est d'autant plus necessaire pour Berlin, que les Architectes de César-Fréderic n'ont pas été des Vitruves.

König. Diese Verzierungen sind auch von gehauenen Steinen, s'il vous plait!

Ich. Ich merke, daß ich eine Sottise gesagt habe, und bitte Euer Majestät um Vergebung.

König. Ich baue sehr gerne, und baue viel.

Ich. Euer Majestät machen dadurch nicht nur Ihre Residenzstädte zu den schönsten Städten in Europa, sondern Sie helfen dadurch auch in allen ihren Ländern der Armuth auf, und schenken Häuser an Menschen, die keine Häuser haben.

König. Ich habe nie kein grösseres Vergnügen, als wenn ich einem armen Manne kann ein Haus bauen lassen.

Um zwey Uhr des Nachmittags besuchte mich in Potsdam ein Herr von der Tischgesellschaft des Königs, der eben von Sanssouci kam, und mir üble Nachricht brachte.

Bey der Mittagsmahlzeit hatte der König sehr übel die Diätregeln befolget, die Er mir selbst diesen Morgen so meisterhaft angab. Er hatte, wie immer, sehr viele Suppe zu sich genommen, und diese bestand, wie gewöhnlich, in der aller-

 stärk-

stärksten, und aus den heissesten Dingen ausgepreßten Bouillon; aber zu der Portion Suppe, die der König allein aß, nahm Er dann noch immer einen grossen Eßlöffel voll von gestossenen Muscatenblüten und gestossenem Ingwer. Er aß sodann ein gutes Stück von nach Russischer Art zubereitetem, das ist, mit einem halben Quartier Brandtwein abgekochtem Rindfleisch. Hierauf folgte eine grosse Menge von einem Italiänischen Gerichte, das zur Hälfte aus Türkischem Waizen, und zur Hälfte aus Parmesaner Käse besteht; dazu giebt man den Saft von ausgepreßtem Knoblauch, und dieses alles wird in Butter so lange gebacken, bis eine harte und eines Fingers dicke Rinde umher entsteht; über alles giesset man endlich eine ganz aus den heissesten Gewürzen bestehende Brühe, und diese von dem Lord Marshal in Sanssouci zuerst angegebene, aber von dem König emendirte und corrigirte Lieblingsschüssel hieß Polenta. Endlich beschloß der König, indem Er den herrlichen Appetit lobte, den Ihm der Löwenzahn mache, die Scene mit einem ganzen Teller voll

aus einer Aalpastete, die so heiß und würzhaft war, daß sie in der Hölle gebacken schien, wie der Tischgenosse des Königs mir und meiner Frau versicherte.

Schon bey der Tafel zeigte sich die üble Wirkung dieses herrlichen Appetits bey dem König. Verschwunden war die gute Laune und sogar die Frölichkeit, die der König den ganzen Morgen hindurch, und auch selbst noch bey der Tafel geäussert hatte. Noch an der Tafel schlief der König ein, hatte convulsivische Bewegungen im Gesichte, erwachte aber bald mit einer Neigung zum Erbrechen, und hub die Tafel eine Stunde früher als gewöhnlich auf.

Wie jämmerlich nun schon in seiner Seele Seine Majestät mich und meinen armen Löwenzahn verurtheilt habe, das dachte ich wenigstens zum voraus. Aber, es kam unendlich viel ärger, als ich dachte uud erwartete! Um drey Uhr, wie mir befohlen war, erschien ich, mit langsamen Schritten, muthlos, mit verhaltenem Gram,

und (ich gestehe es gerade heraus) mit wahrem Widerwillen — vor dem König!

Fürchterlich war der Blick seiner Augen. In den tiefen Höhlen der Wangen, und zumal in seinen sonst so feinen, und mir so angenehmen Lippen, saß die tiefste, schwärzeste, erschrecklichste Traurigkeit. Die ersten Worte, die der König mit einer mir ganz fremden Stimme aussprach, erschütterten mir Herz und Seele.

Lange stand ich im Zweifel, ob ich es auch, aus Respekt für die Herren, die immer und immer Grösse der Seele affektiren, und keine haben, wagen solle, diese Worte zu wiederholen? Aber, indem ich dachte, daß bey den grösten Männern auf Thronen und Kathedern melankolische Augenblicke doch am Ende eben das sind, was bey uns Menschen aus der Unterwelt; und daß diese grossen Männer dann freylich auch eben so sprechen, wie jeder andere melankolische Mensch: so glaube ich doch, ich müsse es nicht verhehlen, daß der gröste Mann des achtzehnten Jahrhunderts, König Friedrich der Grosse, mir den

dreis-

dreissigsten Junius 1786 des Nachmittages um drey Uhr sagte: Je ne suis plus qu'une vieille carcasse, bonne à etre jettée sur la voirie!

Mit der zärtlichsten Rührung antwortete ich dem König: Euer Majestät sehen, in diesem Augenblicke, nur die allerschlimmste Seite der Sache. Sie vergessen ganz die guten Zwischenräume, die Sie so oft haben, und noch gestern und diesen Morgen hatten. Sie vergessen, was Sie doch alle Tage Ihres Lebens, jeden Morgen ohne Ausnahme, für Ihr ganzes Reich, und alle Ihrem Scepter unterworfene, und an Ihrer Vaterhand geleitete Völker, thun und sind. Vorüber gehen bald diese Augenblicke von Traurigkeit, und dann fühlen Euer Majestät auch gewiß wieder die ganze Kraft und Gewalt Ihres Geistes. Ihr Unterleib ist izt sehr voll und bedrückt; nach einigen guten Stühlen ist morgen alle Ihre Heiterkeit wieder da.

Gerade ins Gesicht sah mir sonst immer und in einemfort der König, so lange Er mit mir sprach; und das mit Augen — wie Sie Gott

viel=

vielleicht nie, als für diesen Königskopf erschaffen hat! Aber anizt, da Er die oben angeführten Worte aussprach, waren seine Blicke seitwärts von mir abgekehret. Nach und nach, indem ich mit einem männlich zärtlichen Tone sprach, näherten sich mir wieder die Augen des Königs; und endlich hefteten sie sich wieder an mich und in mich, mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Zufriedenheit, Freundlichkeit, und Milde! — Diese Viertelstunde, deren Anfang erschrecklich war, zählte ich am Ende unter die glücklichsten meines Lebens.

Erster Julius. Noch war der König diesen Morgen um acht Uhr niedergeschlagen und traurig; aber auf eine mildere Art. Seine Stimme war unaussprechlich angenehm (*). Er sprach mit mir so hinreissend freundlich und liebe-

voll,

(*) Ein vortreflicher Englischer Reisebeschreiber hat überaus gut und wahr gesagt: (His tone of voice is the clearest and most agréeable in conversasation I'ever heard) Der Klang seiner Stimme ist der reinste, und allerangenehmste in der Conversation, den ich jemals hörte.

voll, daß mir immer dabey angst war, es möchten mir Thränen in die Augen kommen! Häufig nannte mich der König: mon cher Monsieur, mon bon Monsieur, mon cher Monsieur Zimmermann, und sogar mon ami!

Aus dem Ende dieser Unterredung muß ich nothwendig folgendes mittheilen, denn es ist sehr charakteristisch.

König. Das Wohlseyn weniger Tage gieng bald vorüber.

Ich. Euer Majestät vertragen und verdauen wahrlich Ihr Essen nicht.

König. Ich hatte heute dennoch ein sehr rührendes Vergnügen. Man schreibt mir, daß es in meinem Lande mit der Erndte nicht so schlecht stehe, als ich erwarten mußte.

Und ich merkte, was die Klocke geschlagen hatte; sprach also kein Wort mehr von Diät, sondern vom Wetter!

Der König nahm sodann, nach seiner Gewohnheit, (vermuthlich in der Erwartung, daß ich Lust haben könnte, wieder von Diät zu sprechen)

seinen

seinen Hut sehr freundlich ab, und sagte, nach seiner Gewohnheit: adieu mon cher Monsieur, ayés la complaisance de revenir ici à trois heure.

Um drey Uhr fand ich den König, nach verschiedenen starken Stuhlgängen, und darauf erfolgter grosser Erleichterung, bey sehr guter Laune. Er unterhielt sich lange mit mir über mancherley Dinge; und sagte zu meinem grossen Vergnügen, bis vollends am Ende, nichts von Medicin.

Einige Reden des Königs, nebst meinen Antworten, kann ich erzählen.

König. Aus welchem Theile der Schweitz sind Sie gebürtig?

Ich. Aus dem Städtlein Brugg, im Canton Bern.

König. Ich kenne diesen Ort nicht.

Ich. Es ist der Ort, wo mir die Siege und Schicksale Euer Majestät oft den Schlaf benahmen.

König. Giebt es in der Schweitz noch Abkömmlinge der ersten Stifter der Republik?

Dieß

Dieß wußte ich nicht recht, oder eigentlich weis ich es gar nicht. Aber ich wußte, daß dem König mit schwankenden Antworten gar nicht gedient war, und daß Ihm solche Antworten immer misfielen. Also antwortete ich keck: Nein!

König. Wilhelm Tell war ein grosser Wohlthäter seines Vaterlandes.

Ich. Er und seine Gehülfen, erzeigten der Schweitz die gröste Wohlthat, die man seinem Vaterlande erzeigen kann: wir verdanken diesen heroischen Männern unsere Freyheit!

König. Ich liebe sehr die republikanischen Verfassungen. Aber unsere Zeiten sind für alle Republiken sehr gefährlich; nur die Schweitz wird sich noch lange erhalten. Ich liebe die Schweitzer (*) und zumal die Regierung in Bern.

Es

(*) Die Schweizerliebe des Königs, die sich auf Schrot und Korn von Sulzer, Beguelin, Merian, Lambert, Wegelin, Lentulus, und auf die Verdienste so vieler anderer treflicher Schweizer gründete, war aber doch auch zuweilen wirklich comisch.

Wer

Es ist Würde in allem, was die Regierung in Bern thut; ich liebe die Berner.

Ich. Euer Majestät machen mich, durch diese unvergeßlichen Worte, glücklich und hochherzig! Aber

Wer auch kein Schweitzer war, mußte ins Teufels Namen ein Schweitzer seyn, wenn ihn Friedrich der Grosse dafür hielt. Aus dieser Ursache wählte der König, für Seine Königliche Hoheit den gegenwärtigen Kronprinzen von Preussen, einen Herrn Behnisch zum Untergouverneur. Dieser Herr Behnisch erzeigte mir in Potsdam die Ehre, mich seiner Gesundheit wegen um Rath zu fragen. In den ersten Augenblicken hielt ich Herrn Behnisch, seiner grossen Offenheit wegen, durchaus nicht für einen Deutschen, sondern allerdings für einen Schweitzer. Aber da Er sehr fein sprach, also das erzgrobe Baurenorgan von Sprache, und barbarischer Elokution nicht hatte, das Ich, und alle Schweitzer ohne Ausnahme (aber doch keiner in einem so hyperbarbarischem Grade wie Lavater!) ewig haben und ewig behalten, so galt Er bey mir nicht für meinen Landsmann: ob ihn gleich König Friedrich der Grosse, immer königlich keck, tapfer und unüberwindlich (wie mir Herr von Stamford versichert hat) dafür hielt. Uebrigens sagte Herr Behnisch selbst, er sey aus Breslau.

Aber alle Republiken verdienen doch Ihre Achtung nicht: zum Exempel die Holländer.

König. Der König in Frankreich regiert und gebiethet in Amsterdam so unumschränkt, wie in Champagne.

Ich. Und die Holländer haben izt ein hitziges Fieber; ein Fieber und eine Hirnwuth, die den Namen von Patrioten und Patriotismus ewig schändet, und zum Eckel macht.

König. Das ist wahr. Aber mir misfällt doch auch — — — — — — — — — — (hier sagte mir der König einige sehr wichtige Dinge mit einer Offenheit, über die ich erstaunte. Er hatte die Gnade sogar, hinzuzusetzen: ceci soit dit entre nous!)

Seinen Zustand vergaß der König glücklicher Weise unter diesen und andern Gesprächen. Nun kam ich aber selbst darauf, und bath Seine Majestät, den folgenden Morgen wieder den Löwenzahn zu nehmen. Der König antwortete mir: Je n'ay point de confiance en cette

 drogue

drogue — versprach mir aber doch, dieses Mittel den folgenden Morgen wieder zu nehmen.

Zweiter Julius. Der König hatte sein Mittel aus dem Löwenzahn diesen Morgen wieder genommen. Er sagte mir, es bekomme Ihm gut, und war dabey heiter und froh. Aber einen bösen Beweis dieser Heiterkeit und dieses Frohseyns erfuhr ich, bevor ich zu dem König kam, im Vorzimmer: schon diesen Morgen frühe bestellte Er sich für sein Mittagessen eine Nudelnpastete (*)!

Ein sehr froher Morgen war dieser Morgen für den König, und also auch für mich. Der König sprach äusserst lebhaft, und ganz in der

Manier

(*) Ebenfalls eine fürchterliche Composition, wie die so oft von mir, in meiner stillen Seele, vermaledeyte Polenta! Ueberhaupt ließ sich der König seinen Küchenzeddel jeden Morgen sehr frühe bringen. Mit eigener Hand strich Er aus, was Ihm misfiel (ein Amt, das ich mir oft wünschte!) und mit eigener Hand sezte Er die Gerichte hinzu, die Er haben wollte. Aus äusserst componirten, äusserst unverdaulichen, und äusserst heissen Sachen war alles erzeuget und geboren, und, wenn ich mich des Aus-

drucks

Manier seiner besten Lebenszeiten. Aber es thut mir leyd, daß ich das Wenigste von dem wieder erzählen kann und darf, was der König mir an diesem Morgen sagte.

Er hielt eine ordentliche Fürstenrevüe! Oft fragte mich der König zuerst, ob ich diesen und jenen deutschen Fürsten kenne? Er nannte mir, der Reihe nach, viele deutsche Fürsten, von denen ich auch viele nicht kenne. Ich antwortete mit dem grösten Bedacht immer so, als wenn die Fürsten gegenwärtig wären, von denen ich sprach; und von Jedem sagte ich auch alles Gute, was ich von Ihm wußte. Der König urtheilte über Alle; hieb gewaltig ein, und wahrlich bisweilen so, daß der Hieb den armen Fürsten vom Kopfe bis zu den Beinen spaltete!

Bey aller meiner leisen Zurückhaltung war es mir doch bisweilen schlechterdings unmöglich,

 nicht

druckes eines königlichen Tischgenossen bedienen darf, in der Hölle gebacken! Ich habe zwey solcher Küchenzeddel, wovon einer die Correkturen des Königs enthält, und wovon der andere ganz von des Königs Hand ist, als Reliquien mitgebracht.

nicht zu lachen. Der König, der mich nicht auf Einen Moment aus seinen grossen und umfassenden Augen verlor, mich immerfort durch und durch blickte, bemerkte jedesmal, wie es mir schien, mein Lächeln und mein Lachen wohlgefällig.

Eines einzigen Prinzen will ich hier erwähnen, damit ich doch einige höchst merkwürdige Züge aus dieser Conversation des Königs anführen könne; und damit man dann beyläufig auch sehe, was ich Friedrich dem Grossen über unsere Philosophie zu sagen wagte.

Der König sagte etwas zum Lobe jenes Prinzen; ich antwortete: Er ist ein liebenswürdiger Prinz.

König. Ich bin mit ihm nicht ganz zufrieden. Er ist zu intrigant.

Ich. Man sagt, er sey auch ein wenig abergläubisch.

König. Ja wohl. Sehr abergläubisch ist Er. In alle Thorheiten der Alchymie und Theurgie hat er sich verstiegen; und die haben,

wie

wie Sie wissen (*), ihren Ursprung in der Freymäurerey. Ich verlache alle diese Narrheiten!

Ich. Das Lächeln eines Königs ist oft das beste, und immer das mildeste Gesez.

König. Aber der Aberglauben verlieret doch allenthalben seine Macht durch die Fortschritte der Vernunft.

Ich. In Wien. Aber Sire! Es ist doch sonderbar, daß in Ländern, die sonst aufgeklärter waren, als Oesterreich, eben in diesen Zeiten, da die Philosophie so vernünftig wird, und da die Physik solche Riesenschritte macht, der Aberglauben sein Haupt nun wieder so sehr emporhebet, als in den Jahrhunderten der dickten Finsterniß?

 König.

(*) Es schien aus diesen Worten, der König halte mich entweder für einen Freymäurer; oder Er glaube, daß ich doch wenigstens von den Mysterien der Freymäurerey etwas wisse. Aber, leider, bin ich weder Schüler noch Meister geheimer Weisheit; ein Freymaurer bin ich also nicht, und von den Mysterien dieser Gesellschaft weis ich nichts. Indessen ist es mir, mitten unter der gnostischen und theosophischen Gährung, worinn sich izt Deutschland befindet,

König. Der Aberglauben dringet izt nur selten bis zu den Fürsten. Aber viele von unsern Gelehrten sind abergläubisch. Was halten Sie, Herr Zimmermann, von den unbekannten Obern?

Ich. Sire, die unbekannten Obern halte ich für abgedankte Hofmeister, und bankrottirte Schriftsteller auf Dachstuben.

König. Haben Sie in Hannover auch solche Schwärmer?

Ich. Einer kam voriges Jahr zu uns, aus Berlin! Er war in alle Weiber verliebt, warb für geheime Orden, eiferte gegen alle Schwärmer,

und

befindet, doch immer sehr erfreulich zu sehen, daß eben die ehrwürdige Gesellschaft der Freymäurer bey den Fürsten und Weltleuten in Deutschland, den Sinn für Religion vielleicht am meisten offen hält, und nicht ihr leztes Licht ausbläset, wie es durch die sogenannten Aufklärer in Paris, in London, und in Rom ausgeblasen ist. Und dieß, wie ich zuverlässig weis, ist nur Weniges von allem Guten, was die grosse, und von mir nie ohne die tiefste Ehrerbietung genannte Gesellschaft der Freymäurer, in Berlin, in Hannover, in Dresden, in Leipzig, und überall, stiftet und thut.

und war selbst der gröste von Allen. Er verdrehte die Augen, ward blaß und roth, grimassirte und gestikulirte so jämmerlich in meinem Hause, daß ich hätte glauben sollen: unter allen meinen Schränken, Büreaux, Commoden, Tischen, Stühlen, Ofen und Betten, unter meinem Dache, in meinem Keller, und unter dem Feuerheerd in meiner Küche — stecken Jesuiten! Er bath mich um Gottes willen, wenn ich unendlichem Mord und Todtschlage vorbeugen wolle, so möchte ich doch eiligst an die Kaiserinn von Rußland schreiben, um Sie zu warnen vor diesem allenthalben im Finstern schleichenden, jesuitischen Natterngezüchte (*).

(*) Jesuitenriecherey, oder Argwohn einer unter der Herrschaft und Leitung unbekannter Obern allenthalben, unsichtbar wie die Pest, im Finstern schleichenden Allmacht; der Argwohn eines izt mehr, als jemals, grossen Kitzels zur Verbreitung des Catholicismus; der Argwohn einer, vorzüglich izt, unwiderstehlichen Begierde zum Anlocken protestantischer Fürsten unter die reizende Schürze der Römischen Kirche — dieß alles ist die Erfindung eines Herrn

Nun kam der König an die catholischen Für-
sten, und ich gelegentlich an den Pabst. Aber
der

Herrn Leuchsenring! Dieser Herr Leuchsenring, gebürtig aus dem Elsaß, vormals Hofmeister des Erbprinzen von Darmstadt, nachher auf einige Monathe Lehrer der beyden Prin en von Preussen, nachher wieder Hofmeister eines Herrn von Labes aus Berlin, ist ein sehr gelehrter, sehr welterfahrner, und in alle Weiber verliebter Mann. Er fand daher, allenthalben, bey Gelehrten, und zumal bey Weltdamen — Eingang. Seine Erfindung, wie Er mir selbst versichert hat, brachte Er zuerst nach Berlin; und war glücklich oder unglücklich genug, dort verschiedene vortrefliche Köpfe davon zu überzeugen. Diese liehen nun der Hypothese Leuchsenrings ihre Gelehrsamkeit, ihre Weltkenntniß, ihre Welterfahrung, ihren Scharfsinn, und ihren Wiz. Mit dieser Ausstaffirung kam die Hypothese nach Göttingen, Gotha, Weimar, und Jena, auch wieder auf die Toilette mancher Dame, und zu manchem Schriftsteller und Recensenten in sein Mausloch. Nun ward die Fackel des Mistrauens, des Argwohns, des Religionshasses, der Zwietracht und der Intoleranz über Deutschland geschwungen. Jesuitenriecherey ward Mode, und fuhr schnell wie der Bliz, wieder zwischen die Weiber! Gelehrte und Weiber giengen nun, in Schaaren, auf die
Jesuiten-

der König fertigte mich sehr kurz ab, und sagte: Mit Dem — ist es aus!

Jesuitenjagd. Nicht in Wien — — sondern durch diese von scharfen und modischen Nasen nun allgemein geübte Jesuitenriecherey, entstand die vermessene und schändliche Lüge; der Prinz Friedrich Ludewig Carl von Preussen, zweiter Sohn des Königs, sey bey der Coadjutorwahl zu Mainz in Vorschlag gebracht! Aus dieser Jesuitenriecherey entstand die Mähre, der König in Schweden sey catholisch! Aus dieser Jesuitenriecherey enstand die schändliche Lüge, man wolle den Erbprinzen von Weimar in der catholischen Religion erziehen! Aus dieser Jesuitenriecherey entstand die alberne Sage, der Fürst von Dessau sey ein grosser Beförderer der Catholicität! Aus dieser Jesuitenriecherey entstand der stockdumme, und allenthalben durch ganz Deutschland verbreitete Schnickschnack: die Fürstinn von Dessau, eine geborne Prinressinn von Brandenburg, die mit ganzem Herzen und allen Kräften ihrer erhabenen Seele die reformirte Religion bekennet, habe in Zürich unter Lavaters Leitung die catholische Religion angenommen! Ich spare meine Dinte — — — und sage weiter nichts: denn Leuchsenrings Hypothese wird, wie alle Hypothesen, sterben und vergehen; und liegt, vielleicht in dem Moment, da ich dieses schreibe, schon in ihrer Agonie.

Des Nachmittages um drey Uhr fieng nun die Nudelnpastete an zu wirken; und diese neue Indigestion veranlaßte folgende Unterredung:

König. Hören Sie, es scheint mir doch, daß der Löwenzahn, den ich nehme, weiter nichts sey, als un peu miton mitaine?

Ich. Euer Majestät glauben ganz gewiß nicht, daß ich es wagen, daß ich mich erdreisten würde, Ihnen medicinisches Spielwerk zu verschreiben! — Aber man kann auf eine Krankheit, wie die Krankheit Euer Majestät ist, nicht Sturm laufen.

König. Das begreiffe Ich; denn wollten Sie auf die Krankheit Sturm laufen, so schmissen Sie den Kranken zu Boden.

Uebrigens war der König sehr gnädig und sehr höflich, und versprach mir beym Abschied: Er werde morgen frühe den Löwenzahn wieder nehmen.

Dritter Julius. Diesen Morgen hatte der König den Löwenzahn genommen, befand sich ziemlich gut, war sehr gnädig und gütig, und

hatte

hatte den Abend vorher dem Herrn Grafen Lucchesini, und den übrigen Herren von seiner Abendgesellschaft gesagt: Zimmermann ist ganz und gar kein Charlatan; er ist ein ganz anderer Mann, als alle Aerzte, die ich kenne. Man kann mit ihm sprechen, worüber man will. Ich bin ihm Dank schuldig, und bin unendlich mit ihm zufrieden.

So äusserst unverdient dieses Lob auch in mancher Absicht war, und so unverdient es auch bleiben wird bis an meinen Tod: so erzähle ich es doch, weil ich wirklich zu alt bin, um mich vor Menschen noch zu scheuen, weil es zu dieser Geschichte gehöret, und weil es mir bey dem Könige Muth gab. Izt gleich gebrauchte ich auch diesen Muth, da der König fast von nichts, als medicinischen Dingen sprach, um Ihm manche nützliche Wahrheit zu sagen.

Sehr gut befand sich der König auch des Nachmittages, und Er war wieder von der besten Laune. Kurz, eh ich kam, hatte Er, aus eigenem Antrieb, einen aus dem wässerichten Aufgusse

von

von Hollunder Blüthen, und Essig aufsteigenden Qualm (*) eingehaucht, den ich Ihm, einige Tage vorher, zur Erleichterung des Athemholens angerathen hatte, und dessen gute Wirkung

Er

(*) Die Nachricht von diesem Qualmbade kam (aber etwas verhunzt) bis nach Straßburg. Eine dortlebende hannöverische Gräfinn bath mich um Gotteswillen: Ach ich möchte Ihr doch das Recept zu dem köstlichen Räucherpulver geben, das ich dem König in Preussen verschrieben habe: und das, wie die gnädige Gräfinn mir versicherte, so schön rieche! — Man sieht hieraus, wie keine Sache, so klein sie auch immer seyn mag, um einen König herum vorgeht, die man nicht (obgleich immer falsch) wieder erzählet. Hieraus läßt sich schliessen, wie die geheimen Berichte der Gesandten oft beschaffen seyn mögen, die gewöhnlich Alles an ihre Höfe berichten müssen, was sie sehen, hören, und riechen; und gewöhnlich dann auch, was sie von Kabinetsgeheimnissen wissen wollen, aus der dritten, vierten, fünften und sechsten Hand schöpfen, und vorzüglich immer aus dem bekannten Canal — der Weiber! Friedrich der Grosse sagte einst: Ich wollte mein Hemd verbrennen, wenn es wüßte, was ich weis. Aber auch Friedrich der Grosse war doch nicht immer, und in allen Fällen so behutsam, als man glaubt.

Ein=

Er gegen die Herren von seiner Gesellschaft lobte. Nun sagte mir der König selbst, wie gut Ihm dieser Qualm bekomme; und sezte hinzu: auch nach dem Clistier, das Sie mir diesen Morgen anriethen, befinde Ich mich sehr wohl.

Die Conversation fiel nun wieder auf die leidige Diät. Ich sagte alles, was ich dem König nur Nützliches sagen konnte, und der König hieß alles, was ich sagte, sehr gut. Dann gieng die Conversation auf folgende Weise fort:

König.

Einmal war mein Freund, der Graf Lucchesini, des Abends bey Ihm, und der König sagte ein Geheimniß von grosser Wichtigkeit an Lucchesini, in französischer Sprache, und ganz laut. Ganz leise, und in italiänischer Sprache, antwortete Lucchesini dem König: der Bediente, der hier im Zimmer gegenwärtig sey, verstehe Französisch! Ces Animaux, erwiederte der König ganz laut, n'entendent point le François. Lucchesini nannte mir den Bedienten, der noch bey dem König war. Aus Neugier wünschte ich also doch zu wissen, ob dieser Bediente französisch verstehe, oder nicht? Den andern Morgen, als ich nach Sanssouci kam, ergriff ich einen Vorwand, um mit diesem Bedienten zu sprechen. Ich redete ihn französisch an: et cet Animal me repondoit admirablement bien!

König. Ich gestehe, daß ich Melonen nicht vertrage.

Ich. Heute aß ich mit meiner Frau das lezte Stück der kleinen afrikanischen Melone, die Euer Majestät mir vor vier Tagen schenkten. Sie sehen also, Sire, daß ich Diät lehre, und ausübe.

König. Sie haben aber doch auch gesehen, wie meine christliche Seele gemartert seyn muß, wenn Ich — dieser Versuchung soll widerstehen!

Ich. Es scheint, daß Euer Majestät solche Früchte nicht vertragen, die Ihnen den Leib nicht öffnen, und Sie nicht ein wenig purgieren. Dieß thun Melonen nicht. Aber Trauben sollten Euer Majestät essen, weil diese gelinde abführen, und weil Sie auf alles, was gelinde abführt, Sich besser befinden.

König. Sie haben recht. Trauben sind die einzige Frucht, die Ich noch vertrage.

Ich. Trauben sind gar in mancher Absicht eine äusserst gesunde Frucht; aber in den nörd-

lichen

lichen Ländern kann ich, leider, nur wenigen Menschen Trauben verschreiben, weil man keine Weinberge hat.

König. Haben Sie die Weinberge in meinem Lande nicht gesehen?

Ich. Mit wahrer Ueberraschung sah ich den schönen Weinbau, auf dem Wege von Brandenburg nach Potsdam. Lange war ich, von Magdeburg her, durch den tiefsten Sand, und oft ganz unfruchtbare Gegenden gereiset; und nun kam ich auf einmal in Entzückung, als ich nah bey der Stadt Werder die gröste Fruchtbarkeit erblickte. Bey der höchsten Cultur, mit der sich die Gegend von Werder in eine der schönsten und reichsten Gegenden verwandelt und veredelt hat, vergaß ich aber auch bald den Brandenburgischen Sand.

König. Die Menschen sind so stolz, daß sie glauben, Alles in der Welt sey nur für sie da; und doch weiß Ich nicht, warum Gott den Sand erschuf?

Ich. (Unglücklicher Weise kam mich hier ein Lachen an, weil es mir so äusserst natürlich, aber zugleich auch etwas comisch auffiel: daß ein Churfürst von Brandenburg mit solcher Naivheit mir gestand: **Er wisse nicht, warum der liebe Gott den Sand erschuf!** — Dieses Lachen brachte mich in Verwirrung, aber ich erholte mich bald).

König. Mit der Industrie meiner Unterthanen, in dieser Gegend, bin ich äusserst zufrieden. Aber es giebt auch Weinberge in Schlesien. Man baut dort jedes Jahr Wein für dreyhundert tausend Thaler. Aus einem Theile dieses Weines macht man zwar Essig, und mit dem andern treibt man viele Betrügereyen; man versendet ihn nach Stettin, und dann kömmt er von da als Pontack zurück.

Ich. So verkauft man in Hannover auch Pontack, den man in Hamburg, Bremen und Lübeck, mit den Heidelbeeren aus der Lüneburger Heide braut.

König. Haben Sie hier den Weinberg des Arztes Frese (*) gesehen?

Ich. Den Weinberg und seinen Besizzer. Beyde gefielen mir sehr.

König.

(*) Der nunmehrige Herr geheime Rath Frese war damals Hofmedicus des Königs, und Garnisonsmedicus in Potsdam. Er ist ein vortreflicher Arzt, und ein sehr judiciöser, und sehr rechtschaffener Mann. Oft hat der König ihn, eh ich in Potsdam war, zu sich kommen lassen, und ihn, wegen seiner Gesundheit, um seinen Rath befragt. Immer hat auch Herr Frese dem König vortrefliche, höchst zweckmässige und höchst nöthige Räthe, mit dem gewöhnlichen Erfolge gegeben. So lange ich in Potsdam war, sah aber der König, so sehr ich auch dieß gewünschet hätte, Herrn Frese nicht: denn der König haßte alle medicinischen Consultationen, weil Er (wahrlich nicht mit Unrecht) glaubte, ein Arzt werfe dabey nur immer seine Bürde auf die Schulter des andern. Darum verhörte auch der König, viel lieber, jeden Arzt alleine ad Protocollum! — Aber mir war Herr Frese auch noch besonders dadurch merkwürdig, weil Ihn der König, gegen das Ende des siebenjährigen Krieges, nach Baktschisarai geschicket hatte, um den damaligen Chan der Tartaren von einer Migraine zu heilen, die Herr Frese

König. Dieser Weinberg bringt seinem Besizzer jährlich dreyhundert Thaler ein.

Ich. Den Wein habe ich gekostet. Er ist zwar sehr schön roth; aber, nehmen es mir Euer Majestät nicht übel, fürchterlich herb und sauer.

König. Nun so müssen Sie darum auch meine eigene Trauben kosten. (Der König rief sogleich einen Bedienten herein, und sagte, daß

man

auch glücklich geheilet hat. Der König hatte, einige Zeit vorher, eine Unterhandlung in der Krimm angefangen, um den Chan zu bewegen, mit allen seinen Horden, in Rußland einzufallen. Das will ich sehr gerne thun, antwortete der Chan dem König, aber schicken Sie mir erst einen Arzt, der mich von meiner Migraine befreye? Der König schickte Herrn Frese an den Chan. Aber eben, als die Migraine geheilet war, starb die Kaiserinn Elisabeth, und Rußland war nun auf preussischer Seite. Dieser Tod und diese Revolution ärgerte den Chan. Er wollte dessen ungeachtet, immer noch, und par tous les Diables, mit hunderttausend Tartaren in Rußland einfallen. Friedrich der Grosse mußte Couriere über Couriere schicken, um seinem Freunde dem Chan zu bedeuten: daß dieß izt ein sehr dummer Einfall wäre!

man Ihm einen Teller mit Trauben bringe. Seine Majestät wählte sodann selbst die schönste Traube aus, gab sie mir, und sagte: essen Sie das)!

Ich. Diese Traube schmeckt so vortreflich, als die schönste Traube von Neufchatel.

König. Ist aber auch, mit Erlaubniß, im Treibhause gewachsen.

Nachdem diese Unterredung über mancherley Dinge noch eine gute halbe Stunde fortgedauret hatte, sagte der König: adieu mon cher et bon Monsieur, und sezte spashaft hinzu: je me recommende à votre protection, et à votre bonne providence!

Vierter Julius. Heute frühe um acht Uhr war der König von der herrlichsten Laune.

König. Ich bin mit Ihrem Löwenzahn äusserst zufrieden. Dieses Mittel erleichtert mich sichtbarlich. Es giebt mir den grösten Appetit, und hält mir den Leib sehr gut offen. Ich will es sehr gerne fortgebrauchen.

Ich. Gestern frühe und heute frühe nahm ich die Freyheit, ohne daß es Euer Majestät wußten, Denselben drey Eßlöffel voll von dem Saft des Löwenzahns, anstatt zwey Eßlöffel voll, geben zu lassen.

König. Das bin ich sehr zufrieden. Wenn ich Arzney nehme, so weis ich wohl, daß ich Unflat nehme, und schlucke sie dann geschwind nieder, ohne auf den Geschmack zu achten. Ich habe auch ihren Qualm wieder eingehaucht, der mich sehr erleichtert, und womit ich ebenfalls fortfahren will. **Aber, aber** (der König hub den Arm in die Höhe, und streckte seinen Zeigefinger aus, und schwang seine Hand freundlich gegen mich, indem Er diese Worte aussprach) **fünf und siebenzig Jahre?**

Ich. Ein Leben, wie das Leben Euer Majestät, berechnet man nicht nach der Zahl der Jahre.

König. Heute um eilf Uhr will Ich **ausreuten.** Lieber Herr Zimmermann, ich empfehle mich! —

Jäm=

Jämmerlich, höchst jämmerlich, fand ich den Nachmittag um drey Uhr bey dem König wieder Alles verändert und verschlimmert. Er hatte bey seiner herrlichen Laune, nachdem Er von vier Uhr bis halb sechs Uhr des Morgens seine Regierungsgeschäfte abgethan, sodann seinen Löwenzahn, und bald darauf seinen Caffee genommen, wegen des reissenden Appetits, einen guten Theil des Morgens mit Essen zugebracht! — Als ich eben des Morgens weggieng, ward dem König ein Teller voll Zuckerwerk gebracht, das man Meringues nennt. Aeusserlich hat es eine Rinde von Zucker und Eyweiß, inwendig enthält es Rohm; ich nahm ein Stück davon, aß es, und fand den Rohm sauer und verdorben! Dieß alles aß der König zum Frühstücke, sodann noch Erdbeeren, Kirschen, Diablotins, und kaltes Fleisch.

Mit äusserst grosser Mühe ward der König, um eilf Uhr, auf sein Pferd gebracht. Er ritt drey Viertelstunden im grossen Garten von Sanssouci, mehrentheils im Gallop, und kam ganz

 ausser=

ausserordentlich matt und entkräftet zurück. Bey Tafel hatte Er gar keinen Appetit; und gleich nachher mußte Er sich erbrechen!

Nun, um drey Uhr, fand ich den König so matt, so bedrückt, und so beklommen, daß Er mich gar nicht sprechen konnte, und mich mit diesen Worten verabschiedete: pardonnés, mon cher Monsieur, je ne puis plus parler!

Was übrigens, unter diesen Umständen, zur Erleichterung geschehen könne, verabredete ich mit Herrn Schöning, dem Kammerhusar.

Fünfter Julius. Weit besser als gestern Mittag, Nachmittag, und Abend war der König diesen Morgen. Er klagte indessen noch über Druck im Magen und Unterleibe; und ich rieth dem König sein liebes altes Digestivpulver!

Lust zum Sprechen hatte Er izt wieder, wie ich mit grossem Vergnügen bemerkte, und so entstand folgende Conversation:

König. Meine Augen schmerzen mich.

Ich. Es ist zu viel Sonnenlicht hier. Befehlen Euer Majestät, daß ich eine Fenstergardine zuziehe?

König. Nein, nein; Ich habe immer das Licht geliebet.

Ich. Auch haben es Euer Majestät, immer um sich her, in der Nähe und Ferne verbreitet.

König. (mit einem äusserst sanften und freundlichen Lächeln) Ach ich war doch immer nichts, als ein armer Sterblicher!

Ich fieng nun wieder an, von dem gegenwärtigen Zustande des Königs zu sprechen, der mir äusserst bedenklich schien. Aber dessen ungeachtet hatte der König wieder Muth.

König. Bishieher haben wir mit dem Feinde nur scharmuzirt; aber wir haben ihn nicht geschlagen.

Ich. Man muß den Feind immer von neuem angreiffen, und ihm keine Ruhe lassen.

König. Ihre Art Krieg zu führen, gefällt mir recht gut.

Ich. (Nachdem ich den Puls des Königs gefühlet hatte.) Der Puls ist gut, und nicht schwach. So lange der Puls so bleibt, ist jedes andere Merkmal grosser Schwäche doch nur vorübergehend. Gestern Mittag, Nachmittag, und Abend waren Euer Majestät ausserst schwach, und nun wird man schon wieder von dieser Schwäche nichts gewahr. Kraft ist also im Herzen.

König. (lächelnd, und sehr zufrieden mit meiner Antwort) Wissen Sie, woher das kömmt? c'est que mon Pére n'a jamais eu la Verole. Sahen Sie je die kleinen kraftlosen Gespenster, die man in Frankreich so häufig sieht, und die so trübselig für die Sünden ihrer Väter büssen?

Ich. In Paris und anderswo sah ich sie wie Leichname wandeln. Obgleich die Engländer eben so lüderlich, oder eigentlich noch lüderlicher sind, als die Franzosen; denn die Franzosen sind nur aus Temperament lüderlich, aber die Engländer sind lüderlich aus Grundsätzen, und weil es Landessitte, und guter Ton bey ihnen ist: so

behal-

behalten die Engländer doch immer mehr Derbheit, als die Franzosen.

König. Das kömmt daher, weil die Engländer nahrhaftere Speisen essen, als die Franzosen: ob Ich zwar auch nicht recht begreiffe, wie ein blutiger Braten Kräfte giebt.

Der König verabschiedete mich nunmehr auf eine Art, die mich vermuthen ließ, ich werde heute die Erlaubniß erhalten, wieder nach Hannover zurück zu gehen. Er sagte: J'espere, mon cher Monsieur, que vous me fairés le plaisir de révenir encore un fois cette aprés-dinée, afin que je puisse vous faire mes remercimens pour toutes les complaisances que vous avés eües pour moi.

Als ich des Nachmittags um drey Uhr kam, schien der König seine Meinung verändert zu haben, denn Er erwähnte nichts von meiner Abreise. Er klagte noch sehr über Druck im Magen und Unterleibe, sagte, daß Er sehr von Blähungen und Krämpfen leide; und war dabey ziemlich übler Laune, wie folgende Unterredung zeigt:

König. Ihr Mittel aus dem Löwenzahn hat nichts gewirket; Ich befinde mich nicht besser, seitdem Ich es genommen habe.

Ich. Euer Majestät erinnern sich, daß ich Ihnen dieses Mittel vorgeschlagen habe, um Sie dadurch zu erleichtern, aber nicht mit der Hofnung, Sie dadurch zu heilen. Noch ist der Löwenzahn bey weitem nicht lange genug gebraucht, um auch nur gehörig erleichtern zu können; und die öftern Unterbrechungen zerstören alles Gute, das vielleicht dadurch geschieht (*).

König. Es ist wahr, Sie haben es mir gleich gesagt: daß Ich keine Erleichterung von dem Löwenzahn empfinden werde, als erst nach dem Gebrauche von einem ganzen Monathe.

Die Unterredung war kurz. Der König verabschiedete mich bald, und mit dem bedeutungsvollen

(*) Mit lateinischen Citationen hätte ich mich gewiß bey dem König lächerlich gemacht; und doch war ich in grosser Versuchung, Ihm die Worte des Tacitus zu sagen: Natura infirmitatis humanae, tardiora sunt remedia quam mala.

vollen und fatalen Worte: adieu Monsieur le Médecin (*)!

Als um halb sechs Uhr die Herren von der gewöhnlichen Abendgesellschaft zum König kamen, verabschiedete Er dieselben augenblicklich mit diesen Worten: Messieurs, je sorois de trop mauvaise compagnie ce soir!

Sechster Julius. Etwas besser befand sich heute der König, und auch die Laune war etwas besser.

Die Conversation gieng so:

König. Ich fühle mich durch den Löwenzahn nicht geheilet.

Ich. Meine Absicht war, die Engbrüstigkeit Euer Majestät dadurch zu **erleichtern**; und, so viel als möglich, der Wassersucht, und ihren Folgen vorzubeugen. Aber dieses Mittel kann nicht hindern, daß Euer Majestät nicht von Indigestionen leiden, wenn Sie Indigestionen haben.

König.

(*) So oft der König sehr übler Laune, oder gar brummisch war, und sonst nie, nannte Er mich: Monsieur le Médecin!

König. Ich habe die Wassersucht nicht.

Ich. Was nicht ist, kann noch sehr leicht werden. Man muß Alles thun, um die Gefahren der Wassersucht abzuwenden.

König. Ich fürchte keine Gefahr, aber leiden mag Ich nicht. Ein Mittel verlange Ich, das mir auf der Stelle helfe.

Ich. Dieses Mittel wünsche ich Euer Majestät von Herzen; aber ich kann es Ihnen nicht verschaffen!

König. So gehe denn alles, wie es gehen mag. Ich fürchte nicht den Tod, sondern nur die Schmerzen.

Adieu Monsieur le Médecin!

Um drey Uhr hatte der König eine starke Colik, die Folge einer abermaligen Indigestion, und war dabey von der übelsten Laune. Sehr häufig hatte Er bey der Mittagsmahlzeit von einem frischen Aal gegessen, gab aber doch izt diese Colik auf den Löwenzahn!

Aufs Höchste war nun die üble Laune des Königs gegen Monsieur le Médecin, und gegen

den

den Löwenzahn gestiegen. Dieß veranlaßte den Anfang einer Conversation, die ich aber glücklich ausbog, indem es mir gelang, die Imagination des Königs für eine Weile auf andere Gegenstände zu leiten, aber freilich nicht ganz zu besänftigen.

König. (sehr brummisch.) Haben Ihre Hannöverischen Soldaten in Gibraltar diesen Löwenzahn auch herunter geschlucket?

Ich. Nein Sire; sie tranken dafür Malaga und Portwein.

König. Das Betragen der Hannoveraner in Gibraltar war sehr ruhmwürdig. Wie geht es ihnen in Ostindien?

Ich. Gleich nach ihrer Ankunft haben sie, bevor sie an die erschreckliche Hitze gewohnt waren, sehr große Märsche gethan. Mancher fiel dabey, vom Sonnenstiche, todt zur Erde. Gleich nach einem solchen erschrecklichen Marsch fochten sie doch tapfer und siegreich gegen die Franzosen. Anizt sind sie das Clima so gewohnt, daß sie gar keine Lust bezeugen, wieder zu kommen.

Euer

Euer Majestät sehen, daß die Hannöverischen Kriegsvölker sich immer gleich bleiben, immer mit Muth und Ehre sich betragen, in Ostindien, wie in Gibraltar und in Deutschland.

Adieu Monsieur le Médecin!

Siebenter Julius. Einige Tage her hatte der König, zuerst sein liebes altes Digestivpulver; nachher (was ich für besser hielt) Rhabarber und Glaubers Salz in kleinen Dosen genommen. Gestern Abend erfolgten viele sehr starke Ausleerungen. Verschwunden war augenblicklich mit diesen Ausleerungen alle üble Laune!

Es ist mir, sagte der König, ein neues Mittel angekommen, das ich diesen Mittag probiren will: **frische Häringe.**

Ich wünschte Glück zu dem neuen **Mittel**, bath aber dabey, die Rhabarber und Glaubers Salz nicht zu vergessen; und ward hierauf, für diesen Morgen, bald in Gnaden verabschiedet.

Um die gewöhnliche Zeit des Nachmittages kam ich dann wieder zu dem König, der sich nicht

mehr

mehr so gut befand, wie des Morgens; aber Er war doch dabey überaus sanft und gütig.

König. Ich habe lange über dasjenige nachgedacht: was Sie mir gestern von der Wassersucht nicht sagen, aber doch merken liessen! — Mir däucht, Sie haben recht; denn Ich habe den Finger in meine geschwollenen Beine eingedrücket, und die Grube blieb. Dieß ist ein klarer Beweis der Wassersucht.

Ich. So viel ist gewiß, daß mancher an sich dieses Experiment zehn Jahre hindurch macht, und deswegen die Wassersucht nicht hat.

König. Ach sprechen Sie mir nicht mehr von Hofnung!

Ich. Weiter will ich auch nichts sagen, als daß Euer Majestät weniger husten, und weniger engbrüstig sind.

König. Das ist wahr; aber mein Unterleib taugt nicht.

Ich. Alle Beschwerden des Unterleibs, über die sich Euer Majestät so oft und so sehr beklagen, rühren doch auch oft nicht unmittelbar von der

Krank-

Krankheit, sondern von ganz zufälligen Ursachen her, die Euer Majestät sehr gut kennen.

König. Eben izt leide ich sehr von Spannungen und Krämpfen im Leibe.

Ich. Nehmen Euer Majestät Pfeffermünzwasser.

König. Wird dieses Wasser mir auf der Stelle helfen?

Ich. So gut, als so was helfen kann!

König. Adieu Monsieur le Médecin!

Achter Julius. Der König hatte fünf Stunden geschlafen, und befand sich diesen Morgen ziemlich gut, klagte jedoch sehr über Blähungen, und so entstand folgende Unterredung:

König. Mich befällt gewiß noch die Windsucht, und die Wassersucht.

Ich. Wegen der Windsucht haben Euer Majestät nichts zu besorgen; und gegen die Wassersucht hat man Arzneyen.

König. Ich verlange keine Arzneyen, und will keine nehmen, als solche, die auf der Stelle

ihre Wirkung thun, und mich heilen. Das Pfeffermünzwasser, das Sie mir gestern riethen, heilte mich nicht von meinen Blähungen.

Ich. Ach wir haben nur gar wenige specifische Mittel, und auch diese heilen nicht immer, und nie gleich auf der Stelle. Wir Aerzte sind gar arme Leute!

König. Und doch immer reich an Regeln!

Ich. Eine meiner Regeln halte ich wenigstens für wahr: die einzigen gefährlichen Feinde Euer Majestät sind ihre Köche.

König. Sie können sich nicht vorstellen, wie mässig Ich bin! Ich koste bloß meine Speisen, und esse nur, um mich zu stärken.

Ich. Sire, ich habe noch eine Regel, an die ich fest glaube: man wird nur durch das gestärket, was man verdaut.

König. Sehr wahr.

Ich. Der Küchenmeister Euer Majestät ist ein grosser Mann in seiner Art; aber ich halte ihn für einen gefährlichen Mann (*).

König.

(*) Man kennet diesen grossen Mann, Monsieur Noël,

König. Niemand versteht besser gute Köche zu ziehen, als Ihre Herren Minister in Hannover. Mein bester Koch ist aus dieser Schule.

Ich. Unsere Herren Minister lassen sehr gut für ihre Gäste kochen. Sie selbst leben mässig und einfach.

König. Ich habe hier einen Ihrer Minister, den Herrn von Lichtenstein gesehen, der mir wohl gefiel.

Ich. Herr von Lichtenstein ist unser Oberhofmarschall. Er hat viele Weltkenntniß, und ist ein liebenswürdiger Hofmann. Ich sehe ihn oft, weil ich sein Arzt bin, und weil Oberhofmarschälle gerne mit **Aerzten** in gutem Vernehmen stehen.

König.

aus einer gedruckten Epistel, die der König einst im Namen des Kaisers von China à Monsieur Noël schrieb, um sich bey Ihm wegen eines neuerfundenen Gerichtes (Bombe à la Sardanapale) nach Würden zu bedanken! — Ohne diesen Monsieur Noël von Person zu kennen, sah ich Ihn einst in Potsdam auf einem öffentlichen Concert. Sein äusserst importantes Gesicht frappirte mich ganz ausserordentlich,

König. Noch im vorigen Jahre sah ich hier den Herrn Minister von Beulwitz aus Hannover.

Ich. Er war an Euer Majestät wegen des Fürstenbundes geschicket, und beherzigte dieses Geschäft mit grosser Wärme.

König. Herr von Beulwitz dachte hierüber als ein wahrer deutscher Patriot.

Ich. Euer Majestät haben durch diesen friedsamen Bund allen ihren unsterblicheu Thaten die Krone aufgesetzet.

König. Deutschland ist eine Art von Republik. Es war in Gefahr, seine republikanische Form zu verlieren; mich hat es erfreuet, dieselbe wiederhergestellet zu sehen.

Fünf Viertelstunden dauerte diese Unterredung. Der König war sehr gesprächig, und sehr gütig;

lich, und doch konnte ich mir gar nichts Grosses dabey denken. Endlich, als ich mich vor Neugier nicht mehr bergen konnte, fragte ich einen bey mir stehenden Officier: wer ist der Herr dort? — Monsieur Noël, sagte der Officier. O ich sah es in seinem Gesichte, erwiederte ich, daß der Kaiser von China an Ihn geschrieben hat!

aber immer zwischendurch über den Druck im Unterleibe unruhig.

Als der König von der Mittagstafel kam, mußte Er, nach einer mässigen Mahlzeit, sich erbrechen. Und nun fand ich Ihn um vier Uhr sehr schläfrig und traurig. Er sagte mir: meine Blähungen führen mich noch ins Grab! Ich bath einen Eßlöffel voll Rhabarbertinctur mit Hofmanns schmerzenstillenden Tropfen öfters zu nehmen, und damit anhaltend fortzufahren.

Der Husten hatte diesen Morgen auch wieder angefangen; und diesen Abend soll er heftig gewesen seyn, wie mir der Graf Lucchesini versicherte.

Neunter Julius. Heute war der König sehr zufrieden. Ich befinde mich, sagte Er mir, sehr wohl, nach dem gestern genommenen Mittel. Ich hatte nach demselben gestern Abend mehrere recht gute Stuhlgänge, und noch zwey in der Nacht, die nicht flüssig waren, sondern alle von Consistenz.

Verschwunden waren heute die Krämpfe des Königs. Er hustete nicht, und fühlte nur sehr wenig Spannung im Leibe.

König. Nachdem ich alles wohl überleget habe, was mir in diesen lezten Tagen widerfahren ist, glaube ich doch, daß ich mir lezthin eine Indigestion durch die **frischen Häringe** zugezogen habe.

(Immer war der König gewohnt, in Absicht auf seine diätetischen Vergehungen, die Ursache da zu suchen, wo sie nicht war: denn neben den Häringen hatte Er noch **eine Menge der ungesundesten Dinge** gegessen.)

Ich. Die kleinste Diätsünde Euer Majestät bestehet wohl darinn, daß Sie Häringe gegessen haben. Diese konnten Ihnen nur schaden, wenn Sie zu viel davon gegessen hätten, und mehr, als Sie im Stande sind zu verdauen. Also glaube ich wohl, daß viele andere Dinge zusammen die Anhäufungen veranlasset haben, von denen Euer Majestät in den lezten Tagen so sehr litten.

Diesen Morgen hatte der König wieder einen Eßlöffel voll Rhabarbertinctur mit Hofmanns Tropfen genommen. Er hatte das Sonderbare in seiner Leibesbeschaffenheit, daß Ihm wenige Grane Rhabarber, fünfzehn zum Exempel, den Leib gewaltig öfneten. Ein Eßlöffel voll Rhabarbertinctur war also ein stark abführendes Mittel für den König, und überhaupt ein sehr wohlthätiges Mittel für Ihn. Daher liebte Er die Rhabarber so sehr. Daher empfahl Er sie dem seligen Gellert, und so oft seinen Soldaten (*).

Als ich den Nachmittag um drey Uhr wieder zu dem König kam, fand ich Ihn zwar etwas mehr leidend als den Morgen, weil Er des

Mittags

(*) Im siebenjährigen Kriege begegnete dem König in Sachsen eine Menge Wagen mit Kranken. Er hörte, daß alle Soldaten die Diarrhee haben; und fragte: was giebt euch der Feldscheer dafür? Der giebt uns gelbe Pulver, schrie einer, wonach es immer ärger wird! Das ist sehr gut, es wird Rhabarber seyn, erwiederte der König; dabey bleibt, so werdet ihr besser. Anecdoten 2c. VI. 81.

Mittags gut gegessen hatte. Aber doch hatte Ihm schon die Rhabarbertinctur den Kopf aufgehellet: denn Er war von überaus guter Laune. Nie sah ich bey dem König einen grössern Zufluß von Gedanken. Eine neue Idee kam auf die andere, Schlag auf Schlag. Ueber zwey Stunden nach einander sprach der König mit mir ununterbrochen fort.

Von allen Unterredungen, mit welchen mich der König beehret hat, war diese die merkwürdigste von allen. Aber unglücklicher Weise ist es auch die, von der ich das allermeiste nicht erzählen kann und darf.

Diese Unterredung fieng damit an:

König. (in tiefer Meditation, und den Kopf ganz seitwärts an seinen Lehnstuhl lehnend.) Die Uebersicht einer grossen und sehr verwickelten Sache ist doch äusserst schwer.

Ich. Diese Kunst hat, von Anbeginn der Welt, niemand besser verstanden, als Euer Majestät.

König. Ein Reich, das grösser ist als Frankreich, kann nicht gut regiert werden.

Ich. Entweder gehorchet in den Provinzen das Volk dem Gouvernement nicht, oder die Gouverneure thun nicht immer, was ihnen befohlen ist, sondern viel lieber, was ihnen gefällt.

König. Rußland ist ein zu weitläuftiges, und zu grosses Reich.

Ich. Nicht für den Geist und das Herz von Catharina der Zweiten. Aber in der Zukunft könnte dieses Reich wohl unter seiner Grösse erliegen (*).

König. (indem er den Finger lächelnd gegen mich aufhub.) Glauben Sie das nicht!

Ich. Sire, das Russische Reich kann sich einst zertheilen: wie Alexanders Reich nach seinem Tode (**). Gouverneure einzeler Provinzen können

(*) S'ecrouler sous sa masse sagte ich.

(**) Nach Jahrhunderten vielleicht. Aber so lange und bisdahin steiget doch gewiß Rußlands Glanz und Macht, und Größe. Und nie kann es weniger in Gefahr kommen als anizt, da der Divan faselt, da die furchtbarsten Heere gegen die Grenzen der Osmanen im Anzuge sind, und da die erhabene Monarchinn dieses grösten Reiches auf Erden, am vier-

können sich zu Königen dieser Provinzen aufwerfen, und sich mit andern Gouverneuren, von eben solchen Gesinnungen, schlagen.

König. Hierinn haben Sie recht. Das glaube ich auch.

Nun kam der König auf andere Reiche und Länder. Aber hier stehe ich vor meinen Lesern stille: denn ich kenne die Menschen genug, um zu wissen, daß ich einem so grossen König, und einem so grossen Manne, Dinge sagen konnte, die kleinere Menschen und Köpfe nicht dulden und nicht verdauen.

Anfangs, da mir der König die Ehre erzeigte, sich mit mir über politische Gegenstände zu unterhalten, wollte ich mich natürlicher Weise in das allerehrerbietigste und tiefste Stillschweigen verhüllen, antwortete nicht, und hörte begierig zu.

vierzehnten December 1787, mir so ganz natürlich schrieb: „On ne regarde point encore chés „nous pour un bonheur de perdre une ou plu„sieurs Provinces. Les Etats ne sont point de „la nature des fossés, qui s'aggrandissent à „mésure qu'on len tire de la terre."

Aber das half mir nichts. Denn der König schwieg (*) jedesmal ohne Ausnahme, wenn Er seine Meinung gesagt hatte. Sobald Er am Ende seines Spruches oder seiner Periode war, sah Er mich dann lebhaft und feurig, und gleichsam fragend an. Antworten mußte ich also, es koste, was es wolle! Je rascher, kecker, unbefangener, und freyer, meine Antworten auch alsdann waren, desto besser schienen sie immer dem König zu gefallen.

Diese Unterredung schien anfangs philosophisch werden zu wollen, ward aber politisch, und dauerte über eine Stunde. Aber durch die gewöhnlichen schnellen Uebergänge, und unerwarte-

(*) Ganz anders, als unsere jungen Herren von grosser Aufklärung — die, entweder wenn sie mit einem einzigen Menschen in Unterredung sind, niemals desselben Antwort abwarten, sondern in Einem fort dociren; oder die, wenn sie alle beysammen sind, alle auf einmal und jeder vor sich, so laut und so mörderlich schreyen, decidiren und krähen, daß einem alten und bescheidenen Manne dabey Gesicht, Denkkraft, Gehör, und Sprache vergeht.

warteten Wendungen des Königs, ward sie nun, in der zweiten Stunde, medicinisch.

Diesen Theil der Unterredung mit dem König setze ich also ganz hieher; ob er gleich medicinisch ist, so scheint er mir doch merkwürdig.

König. Welche Krankheiten kommen im Hannöverischen izt am meisten vor?

Ich. Unter den hitzigen Krankheiten vorzüglich die Fieber, die man in Frankreich und Italien gallichte Fieber nennt, die aber die deutschen Kathederärzte (die sich oft viel auf Namen und Wörter einbilden) bald so, bald anders taufen; und dann auch sehr häufig, faule und bösartige Fieber, die sehr gefährlich sind.

König. In meinen Ländern kommen diese Krankheiten so häufig nicht vor.

Ich. Die Armeen Euer Majestät, und die Städte, die grosse Garnisonen hatten, litten oft sehr von solchen Krankheiten. Im Kriege von 1778 und 1779 herrschten böse Fieber von jener Art bey den Armeen Euer Majestät, aber am allermeisten die Ruhr.

König.

König. Das ist wahr Und sollten Sie wohl glauben, daß ich im lezten Kriege die Ruhr sehr gut curirt habe? Ich war mit einem Corps meiner Truppen in einer kleinen Stadt. Fast alle bekamen die Ruhr, und viele starben. Ich stecke meine Nase nicht in die Medicin, als wenn Ich sehe, daß diejenigen, die sich damit abgeben, nichts davon verstehen. Also sagte Ich: nehmt einige Grane Brechweinstein, löset sie in genugsamen Wasser auf, und laßt die Leute Löffelweise so viel davon nehmen, bis sie einige male gebrochen, und dann auch gut purgirt haben. Das thaten die Feldscheerer, und es gelang.

Ich. Vortreflich.

König. Aber es kömmt da nicht bloß auf Recepte an, sondern hauptsächlich auf alle übrigen Anstalten, die man bey einer Armee macht. In allen meinen Kriegen befolgte man meine Befehle, in Absicht auf meine kranken und verwundeten Soldaten, äusserst schlecht. Nichts hat mich in meinem Leben mehr verdrossen: als wenn Ich sah, daß man diese braven Männer,

die

die Gesundheit und Leben so edel für ihr Vaterland hingaben, in ihren Krankheiten, und bey ihren Wunden übel verpflegte. Man ist oft barbarisch mit ihnen umgegangen, und mancher armer Soldat ist aus Mangel von guter Verpflegung gestorben. Nichts hat mich von jeher mehr betrübet, als wenn Ich die unschuldige Ursache an dem Tode irgend eines Menschen war. Aber Ich habe, seit dem lezten Kriege, solche Befehle gegeben, die es allen den Schelmen, Schurken und Spitzbuben bey der Armee, künftig sehr schwer machen werden, ihren König zu betrügen, und den armen Soldaten der ihm so nöthigen Hilfe und Erquickung so schändlich und barbarisch zu berauben.

Ich. Das ist sehr zu wünschen. Aber ich befürchte, daß Euer Majestät noch bey weitem nicht genug wissen, wie man, im lezten Kriege, in ihren Kriegshospitälern und Lazarethen hauste!

König. (mit grossen Augen, und einem Adlersblicke!) Woher wissen Sie das?

Ich. Dieß weis ich, wie ganz Deutschland, aus gedruckten Schriften. Ich weis es durch den Verfasser dieser Schriften, der ein Unterthan Euer Majestät ist; der Ihnen als Feldarzt bey der Armee Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrichs, in Sachsen und Böhmen, treu und mit Ehre gedient hat: und dem nichts für alle seine Treu geworden ist, als die Geissel des Verfolgungsgeistes, die unwürdigste Begegnung, Haß und Unterdrückung — von einigen seiner Kunstverwandten in Berlin (*)!

König.

(*) Eine Art von menschenfreundlicher Revolution, zum Besten der Preussischen Armee zu veranlassen, war mein Wunsch, und gab mir den Muth, vor dem König mit solcher Kühnheit zu sprechen. Vielleicht kann ich in diesem Augenblicke, dachte ich, mehr Gutes bewirken, als ich in meinem ganzen Leben that. Darum ergriff ich, rasch und schnell, diesen Augenblick. Aber um etwas Gutes in solcher Ausbreitung zu thun, dazu gehören nicht nur solche Veranlassungen, und nicht blos der Muth, solche Veranlassungen zu benutzen. Es ist nicht genug, daß man das äusserst seltene Glück habe, denjenigen Vorstellungen machen zu dürfen, die auf den

König. Wie heißt der Mann?

Ich. Doctor Fritze, Arzt in Halberstadt.

König. Schreiben Sie mir, ich bitte Sie, diesen Namen auf.

Ich. Ich werde dieß, beym Weggehen von Euer Majestät, im Vorzimmer thun.

König. Ich kenne den Doctor Fritze nicht; Ich habe niemals seinen Namen nennen gehört.

Ich.

Thronen sitzen. Geduld, und zumal auch den Willen — müßte man haben, auf die tiefuntergeordneten Herren, auch wohl gar auf das unterste und niedrigste Gewürme, zu wirken, wenn alles Gute gedeihen soll! Alle diese Herren zittern zwar, wenn sie sehen, was zuweilen ein weit entfernter Fremdling unternimmt. Aber jeder hat denn doch auch etwa ein Dörnlein, das er euch gerne auf eure Wege streut; und alle kommen in Harnisch gegen diesen Fremdling. Ob sie ihn gleich nicht stürzen können, so herzlich gerne sie auch dieß wollten: so können sie doch Alle (in ihrer untern Revier) schreyen, bellen, schreiben, lügen, schimpfen, schänden und verläumden; und machen euch dann von da, aus einer Entfernung von dreyhundert, vierhundert, und sechshundert deutschen Meilen, recht amusante Momusgesichter!

Ich. Dieß thut mir leid für den Dienst Euer Majestät. Aber, Sire, ich kenne niemand, der fähiger wäre, Euer Majestät von allen bey ihren Armeen, in dieser Absicht, verübten Schelmereyen und Spitzbübereyen so genaue und so bestimmte Nachrichten zu geben, als eben dieser Doctor Fritze. Er hat Alles mit seinen eigenen Augen angesehen. Er ist ein Mann, der sprechen darf, ein vortreflicher Arzt, und ein Mann von Geist.

König. Ich mache nichts aus einem Manne von Geist, wenn Er nicht auch dabey ein redlicher Mann (*) ist. Sagen Sie mir rein heraus: ist der Doctor Fritze in Halberstadt ein **recht ehrlicher Mann?**

Ich.

(*) Dieß war die beständige und feste Gesinnung des Königs. Kein Lob, in meinem Leben, hat mich darum so innig, so tief gerühret und entzücket, als wenn Friedrich der Grosse, (welches Er so sehr oft that) mich mon bon Monsieur nannte; oder wenn Er von mir sagte (welches in seinem Munde das grösste Lob war): ce Zimmermann est un homme de probité.

Ich. Das ist er gewiß. Eben seiner Redlichkeit wegen ward Er in Berlin so sehr zurückgesetzet; und eben seiner Redlichkeit wegen nehme ich die Freyheit, Euer Majestät den Doctor Fritze zu empfehlen. Aber, weil ich ihn nicht von Person kenne: so weis ich auch nicht, ob Er bey seinem lebhaften Temperament, das Alles mit der Fackel in der Hand, Alles mit Feuereifer durchsetzen will, nicht vielleicht etwas Rauhes und Unangenehmes in seinen Manieren hat; ob Er nicht vielleicht zu hitzig uud zu auffahrend ist; und ob Er auch recht versteht, jeden Menschen von der rechten Seite anzufassen.

König. Das ist Mir einerley. Schreiben Sie mir nur seinen Namen auf.

Hierauf fieng der König wieder an, von Sich zu sprechen. Er sagte mir: Sie müssen doch auch sehen, wie elend ich gehe. Kommen Sie mit mir.

Der Kammerhusar ward gerufen, und dieser hub den König von seinem Lehnstuhl in die Höhe, und faßte Ihn unter dem einen Arme an! Ich

 folgte,

folgte, und, wenn der König mit mir sprach, näherte ich mich seiner Seite. So gieng der Zug durch drey Zimmer höchst elendiglich, und mir blutete dabey das Herz! Der König gieng sehr langsam und kümmerlich, und kam doch dabey ganz ausser Athem. Zuweilen sagte Er etwas, das ich aber mehrentheils nicht verstand. Endlich sagte der König: ich will zurück! So begleitete ich dann den König wieder in sein Wohnzimmer, wo Er sich wieder in seinen Lehnstuhl setzte, und wo ich, wie gewöhnlich, ganz nah vor Ihn trat (*).

Eine kleine Weile vergieng, bevor der König sich erholet hatte, und bevor Er wieder sprechen konnte. Sodann gieng die Unterredung auf folgende Weise fort:

König. Haben Sie izt viele Kranke?

Ich.

(*) Diese Unschicklichkeit mußte ich immer begehen, weil ich sonst die sanfte Stimme des Königs nicht verstanden hätte. Also stand ich immer in der Distanz von einem oder höchstens von zwey Fuß vor dem König.

Ich. Dieß ist die Zeit, da mich viele Einheimische in Hannover, und sehr viele Auswärtige, ihrer Sommercuren wegen um Rath fragen.

König. Nun so darf ich Sie dann auch nicht länger hier aufhalten, und Ihre Kranken noch länger ihrer Hülfe berauben. Ich bitte Sie, Morgen um acht Uhr noch ein wenig zu mir zu kommen, damit ich könne Ihnen meine Dankbarkeit bezeugen für alle Gefälligkeit, und alle Aufmerksamkeit, die Sie so lange für mich hatten. Alsdann will ich Ihnen auch einen Brief für Seine Königliche Hoheit den Herzog von York mitgeben.

Noch bevor mir der König, nach einer Unterredung von mehr als dritthalb Stunden, das Zeichen zum Weggehen gab, sagte Er mir: ich glaube, daß ich noch einen Bruch bekomme! Ich habe ganz sonderbare Schmerzen, die Er mir beschrieb.

Diese Schmerzen, sagte ich, zeigen etwas ganz anderes an. Sie sind gewöhnlich Vorbothen der Hämorrhoiden. So seltsam dieß auch

izt scheinen mag, glaube ich, daß vielleicht bald die Hämorrhoiden in Fluß kommen werden.

Das wäre sehr gut, sagte der König, indem Er unaussprechlich freundlich den Hut abnahm, und mir dadurch das Zeichen zum Weggehen gab (*).

Eilfter

(*) Von dem König gieng ich zu dem Herrn Minister von Herzberg, wo auch gleich der Graf Lucchesini sich einfand. Beyde Herren wunderten sich, daß ich eine so sehr lange Unterredung mit dem König hatte. Ich sagte, der König sey von sehr guter Laune gewesen, und erzählte die Geschichte mit Fritze.

O so werden Sie sehen, erwiederte Lucchesini, daß der König morgen an Fritze schreiben, und ihn nach Potsdam kommen läßt! Der König erzählte sonach selbst die Geschichte mit Fritze, am nämlichen Abend, und sezte auch gleich hinzu: Er wolle Fritze kommen lassen.

Sobald ich wieder zurück in Potsdam war, schrieb ich an Fritze, erzählte ihm die Sache, und sagte ihm, daß er sich auf alle Fälle zur Reise fertig mache, und sich dann vor dem König tapfer und mannhaft halte.

Gleich den andern Morgen, den zehnten Julius, ließ der König an Fritze schreiben, und ihn nach

Potsdam

Eilfter Julius. Vor der Thür des Königs übergab mir der zweite Kammerhusar, im Namen

Potsdam rufen. Den vierzehnten Julius war Fritze in Potsdam.

Gleich ließ ihm der König durch den Herrn geheimen Kabinetsrath Beyer folgenden Befehl in die Feder dictiren: „Seine Majestät lassen den Hofrath „Fritze versichern, daß Sie ihn für einen ehrlichen „und soliden Mann halten, und aus diesem Grunde „geben Sie ihm den Auftrag, alle die Schelmereyen, „die Er bey dem Feldlazareth der zweiten Armee „beobachtet, Seiner Majestät auf Pflicht und Ge„wissen schriftlich einzureichen. Seine Majestät „wollen Ihm dann auch eine jährliche Pension geben, „und Ihn bey dem Feldlazareth ansetzen.“

Fritze gieng also ans Werk, und beobachtete alle Freymüthigkeit eines ehrlichen Mannes. Bey den sträflichen boshaften Handlungen vermied Er aufs sorgfältigste, die Thäter derselben nicht auszeichnend und kennbar zu charakterisiren, noch weniger sie als solche zu nennen.

Am siebenzehnten Julius ward dieser Aufsatz dem König eingehändigt. Den Tag darauf erhielt Fritze schriftliche Ordre, einen Plan zu entwerfen, wodurch diesen Schelmereyen aufs kräftigste vorgebeugt werden könnte. Fritze bath nm Erlaubniß, diesen Plan in Halberstadt ausarbeiten zu dürfen.

Seiner Majestät, nochmals tausend Thaler, in Bancozetteln.

Ich.

Am neunzehnten Julius erhielt Fritze von dem König schriftlich zur Antwort: „In einigen Tagen „wollen Seine Majestät die Angelegenheit wegen der „Feldlazarethe ausmachen, und so lange müsse Er „also in Potsdam verbleiben. Sie haben dabey zur „Absicht, ihn zum Oberaufseher über die Lazarethe „zu ernennen, und ihm eine Pension von vier„hundert Thaler anzuweisen.

Am nämlichen Tage mußte nun Fritze selbst zum König kommen. Die Anrede des Königs an Fritze war: „Höre Er mal. Der Ruf seiner Rechtschaf„fenheit und Wissenschaft ist auch zu Mir gedrungen. „Ich habe Ihn deshalb kommen lassen, um Ihm, „weil Ich Ihn für einen ehrlichen Mann halte, die „Oberaufsicht über die sämtlichen Feldlazarethe in „Kriegeszeiten anzuvertrauen."

Nun fieng der König an, sich in einiges Detail von denen durch Fritze geäusserten Vorschlägen zur Verbesserung der Misbräuche einzulassen. Alles, glaubte der König, wäre practicabel, nur nicht die Auswahl guter Lazarethfeldscheerer; darauf bezieht sich im Patent der Wink, daß keine unmögliche Dinge sollen in Vorschlag kommen. Der König entließ Herrn Fritze mit vielen Ausdrücken seiner Huld, und erzeigte Ihm auch die ungewöhnliche Gnade für die ersten bey der Armee angesezten

Aerzte,

Ich gieng herein, und nun begann die mich zuerst äusserst befremdende, und sodann sehr

Aerzte, (die sonst immer in Potsdam und Berlin wohnen müssen) daß Er könne, in Friedenszeiten, in Halberstadt bleiben.

Dem Herrn geheimen Kabinetsrath Beyer befahl der König, daß das Patent für Fritze gratis ausgefertigt werden müsse. Dieß ersparte Ihm zweyhundert und fünfzig Thaler. Ferner sagte der König zu Herrn Beyer: „Ich habe meine Meinung „in Absicht Fritzens geändert. Schreibe Er also, „was ich ihm itzo sage.“ Nun dictirte der König dem Herrn geheimen Kabinetsrath Beyer, Wort für Wort, folgendes Patent:

„Besonders Lieber Getreuer! In Verfolg meiner „Euch heute bereits ertheilten Ordre, und meiner „Euch mündlich gegebenen Anweisung habe ich „Euch hiednrch wiederholen wollen, daß Ich Euch „die Inspection und Oberaufsicht über die Lazarethe „in Kriegeszeiten anvertraue. Ich will nach denen „Mir von Eurer rechtschaffenen Denkungsart „und Kenntnissen zugekommenen Nachrichten von „Euch hoffen, daß Ihr bey dieser Euch anvertrauten „wichtigen Inspection, mit Fleiß und Eifer sowohl, „als mit ganz uneigennütziger Rechtschaffenheit zu „Werke gehen werdet. Und um Euch dazu noch „mehrern Anlaß und Aufmunterung zu geben, will

rührende lezte Unterredung mit dem König auf folgende Art:

König.

„ich Euch zu Friedenszeiten eine jährliche Pension von „fünfhundert Thalern auf die General Krieges-Casse „anweisen, welche in Kriegeszeiten bis auf Eintau„send Thaler vermehret werden soll. In Absicht „Eurer Geschäfte müsset Ihr wohl selbst einsehen, „daß man nach Beschaffenheit der Vorfälle, zu der „Menge der erforderlichen Feldscheerer, nicht lauter „gute und vorzügliche Leute auswählen kann. Da„für aber müsset Ihr mit der grösten Sorgfalt sor„gen, und unermüdet dafür wachen, daß die Leute, „die einmal angestellet sind, die ihnen angewiesenen „Verrichtungen sorgfältig, getreu, und überhaupt, „wie es ihre Pflicht erfordert, verrichten müssen. „Gegen diejenigen, die es daran ermangeln lassen, „müsset Ihr mit unerbittlicher Strenge zu Werke „gehen, weil das Leben so vieler Menschen davon „abhängt. Ihr könnet nunmehro nach Halberstadt „zurück gehen, und daselbst die Ausarbeitungen „machen, die Ich von Euch verlanget habe: dabey „müßt Ihr nur keine unmögliche Dinge fodern, oder „in Vorschlag bringen, Alles aber, was zu Verhü„tung der Betrügereyen, Unterschleiffe, und Ver„nachlässigungen gereicht, desto sorgfältiger anmer„ken. Ich bin Euer gnädiger König.“

Potsdam den 19 Julii 1786.

Friedrich.

König. Sie machen sich merkwürdig (Vous vous signalés) bis auf den lezten Augenblick Ihres hiesigen Aufenthaltes.

Ich. Das beständige Gefühl meiner Schwäche, die tiefe Ueberzeugung von Allem, was mir mangelt, von Allem, was ich nicht bin, und was doch jeder Arzt seyn sollte, verließ mich hier keinen Augenblick.

König. Sie sind ein Prophet. Als ich gestern Abend, wegen gewisser Schmerzen, die ich nicht verstand, unruhig war, sagten Sie mir, dieß bedeute, daß Hämorrhoiden kommen werden. Diese Nacht sind die Hämorrhoiden gekommen. Ich habe sehr gut geschlafen. Der bewußte Schmerz hat sich verloren. Ich bin mit Ihnen sehr zufrieden.

Ich. Ein Bedienter Euer Majestät hat mir auch eben ein Merkmal der Zufriedenheit Euer Majestät auf Dero Befehl überreichet; wobey ich, wie bey allem, was mir Dieselben anizt sagen, erröthe und verstumme.

König. Sagen Sie mir hievon Nichts, aber lassen Sie mich Ihnen danken für alles, was Sie mir hier gewesen sind. Sie haben gethan, was sich thun läßt; Ich bin äusserst mit Ihrer ganzen Aufführung zufrieden. Sie reisen über Dessau zurück?

Ich. Ihro Königliche Hoheit die Fürstinn von Dessau hat an mich nach Potsdam geschrieben, und hat mich eingeladen, ihrer Gesundheit wegen, einige Tage in Wörlitz zuzubringen. Von da reise ich über Antoinettenruh, und Braunschweig, nach Hannover.

König. Ich bitte alle Ihre Kranken um Verzeihung, daß Ich Sie so lange Ihrer Hülfe beraubet habe. Ich danke Ihnen für die Gefälligkeit, mit der Sie so lange hier bey mir gewesen sind. Ich wünsche, daß es Ihnen immer wohl gehe. Es freuet mich, daß Sie mich gesehen haben, weil Sie dadurch, in der Zukunft, meinen Zustand besser werden beurtheilen können.

Ich. Euer Majestät rühren mich so sehr, durch alle Ihre grossen Gesinnungen, daß Ich Ihnen nicht mehr antworten kann.

König. Haben Sie die Güte, dem Herzog von York diesen Brief zu überreichen. Sagen Sie Ihm, wie oft ich mit Ihnen von Ihm gesprochen habe. Sagen Sie Ihm, wie sehr Ich Ihn hochschätze, und wie zärtlich Ich Ihn liebe. Sagen Sie Ihm, in meinem Namen, alles, was Sie Zärtliches sagen können.

Ich. Getreulich will Ich Alles dem Herzog erzählen und sagen.

Nun nahm der König seinen Hut mit unbeschreiblicher Würde, Huld, und Freundlichkeit ab, neigte sein Haupt, und sprach: „Adieu, „mein guter, mein lieber Herr Zimmermann. „Vergessen Sie den guten alten Mann nicht, „den Sie hier gesehen haben!“

Meine Brust war wie zerrissen. Es schien mir, ich müsse auf der Stelle ersticken. Ich gieng, nach der tiefsten Verbeugung, nur um einen Schritt zurück; stand sodann aber noch

gerade

gerade vor dem König, stieß einige Worte der zärtlichsten Rührung aus, beugte mich noch einmal so tief ich konnte, eilte mit blutendem Herzen nach dem Vorzimmer, und vergieng fast vor Betäubung, Wehmuth, und Schmerz.

Am Abend dieses lezten Tages in Potsdam war ich mit meiner Frau da, wo wir fast jeden Abend in Potsdam zubrachten, im Hause des liebenswürdigen königlichen Kammerherrn, Grafen Lucchesini, in einer grossen Gesellschaft von unvergeßlichen Freunden und Freundinnen. Am frühen Morgen des eilften Julius verreisten wir aus Potsdam, und giengen über Wörlitz, Dessau, und Braunschweig, nach Hannover.

Mein theurer Freund Lucchesini, der mir in Potsdam Alles in Allem war, bey dem ich Hilfe, Trost und Rath, in allen Fällen fand, half mir auch noch diesen Abend aus einer grossen Verlegenheit, in der ich das geliebte, und mir in so tiefem Andenken auch izt noch immer dargestellte, immer vor meinen Augen schwebende Potsdam mit doppelter Traurigkeit hätte verlassen müssen.

Während

Während meines ganzen dortigen Aufenthaltes hatte ich nicht die Ehre gehabt, dem damaligen Kronprinzen und Thronfolger, Seiner **Majestät dem iztregierenden König**, aufzuwarten. Nun bath Lucchesini den in unserer Gesellschaft sich befindenden, und mit seiner liebenswürdigen Familie für mich und meine Frau äusserst liebreich gesinnten Herrn Major von Bischofswerder, zu Seiner Königlichen Hoheit zu gehen, und in meinem Namen zu sagen, was die tiefste Ehrfurcht foderte, und was sich zu meiner Entschuldigung sagen ließ. Herr von Bischofswerder übernahm diesen Auftrag menschenfreundlich und gütig, und kam von dem Kronprinzen mit einer für mich höchst gnädigen und trostreichen Antwort wieder. Auch noch im September darauf hatte ich das Glück, daß mir ein treuer Freund des Königs, und eine der schönsten und biedersten Seelen, die ich in Deutschland kenne, der regierende Fürst von Anhalt-Dessau, in meinem Hause in Hannover versicherte: „Seine Majestät, der iztregierende König, sey sehr zufrieden mit meiner

„gan-

„ganzen Aufführung, und meinem ganzen Be-
„tragen in Potsdam.“

Behutsamkeit war mir allerdings in Potsdam äusserst nöthig. Das geringste Versehen in meiner Aufführung, oder meinen Reden, hätte mir bey dem König den Hals gebrochen. So krank Er auch war, so wenig wollte Er doch, nicht nur in Deutschland und in Europa, sondern selbst in Potsdam und Berlin, dafür gehalten seyn. Er wußte zu gut, wie emsig nun zumal auch die Abgesandten fremder Mächte in Berlin auf jede Nachricht von seinem Befinden lauerten, und wie diese privilegirten Spionen (wie Er die Herren vom Corps diplomatique schon als Jüngling in seinem Antimachiavel nannte) kein Geld und keine Künste sparen würden, um jede Abänderung in seinem Befinden, und zumal jede Verschlimmerung desselben, gleich aus der ersten Quelle zu fischen. Aus dieser Betrachtung entsagte ich auch ganz — und willig dem Gedanken diesesmal Berlin zu sehen, so gerne ich diese mir unvergeßlich liebe Stadt auch gesehen hätte! Ohne die

größte

gröste Unschicklichkeit zu begehen, hätte ich, in dieser grössern Entfernung von den Augen des Königs, der Nothwendigkeit nicht entgehen können, mich dem ganzen Königlichen Hause, und vielen Grossen und Hofleuten vorstellen zu lassen. Wäre ich aber auch bey den leztern noch so behutsam gewesen: so hätte man doch immer am Ende meine Reden verdreht, und mir Mähren nacherzählet! Jeder Mensch, von jedem Stande in Berlin, hätte sich befugt geglaubt, mir die Daumschraube anzulegen. Jeder hätte bey mir nach Weissagungen gelechzt, hätte peremptorisch den Tag, die Stunde, und die Minute erfragen wollen, an welchem man endlich die längst erwartete Zeitung erfahren würde, Friedrich der Grosse — sey nicht mehr! Dieß Alles wußte der sterbende König; und deswegen nahm Er es äusserst gut, daß ich nicht nach Berlin gieng, sondern mich gleichsam durch eine Hinterthür aus Potsdam wegschlich.

Eben diese Discretion beobachtete ich auch, von dem ersten Tage an, in Potsdam. Man unter=

unterließ zwar nicht, sobald ich dort in Gesellschaft erschien, mir an den Puls zu fühlen, und mich möglichst auszuforschen. Aber ich ließ die Frager abprellen; antwortete entweder gar nicht, oder so, daß man mich gewiß nicht wieder fragte. Kaum hatte ich, auch nur drey Tage hindurch, in den Gesellschaften von Potsdam diese Maßregeln befolget, so fragte kein Mensch mehr, bey mir, nach dem Befinden des Königs. Hofleute und Weltleute sagten dort überall von mir, ich sey ein völlig zugeknöpfter Mensch.

Offen war ich, wo ich offen seyn mußte. Also auf meiner Rückreise, in Wörlitz, bey dem braven und redlichen Fürsten von Anhalt Dessau, dem alten Herzensfreunde seiner iztregierenden Königlichen Majestät. Offen war ich in Braunschweig bey einem Fürsten, dessen Bild die Nachwelt im Tempel der Unsterblichkeit, neben das Bild des Cäsars, des Condé, des Türenne und Friedrichs des Grossen hinstellen wird, bey dem regierenden Herzog von Braunschweig, mit dem ich die Ehre hatte, mich eine ganze Stunde

hin=

hindurch, über den kläglichen und hilflosen Zustand des Königs zu unterhalten, und in dessen Heldenbrust und Heldenaugen unvergeßliche Seufzer und Gefühle mir nicht entgiengen. Etwas weniger offen war ich in Antoinettenruh, nicht aus Politik, sondern aus Mitleid und Schonung, bey der verwittweten Frau Herzoginn von Braunschweig, Schwester des Königs, und bey der Prinzessinn Augusta von Braunschweig, Aebtissinn zu Gandersheim, der sehr geliebten und geistvollen Schwestertochter und Correspondentinn des Königs. Meine Vorhersagungen, die man doch immer so positiv wissen wollte, waren da freylich weniger vortheilhaft, aber doch ungefähr eben so, wie in beyliegendem Briefe (*), den

(*) Dieser Brief, den ich hier wohl mittheilen kann, weil er meine Art zu denken und zu reden darstellt, lautet so:

„Mit dem größten Vergnügen werde ich die „Befehle Euer Durchlaucht befolgen. Da, wo ich „reden muß, sage ich nie mehr und nie weniger, als „was ist; und so wird es doch immer eine Art von „Trost, für Ihro Königliche Hoheit die verwitwete

den ich die Ehre hatte, den vierten Julius, des Morgens frühe, aus Potsdam, an den Herzog Friedrich von Braunschweig nach Berlin zu schreiben.

Alle diese Behutsamkeit, die ich ohne Ausnahme befolgte, verwahrte mich indessen nicht vor dem Zahn der Zeitungsschreiber, Journalisten

„Frau Herzoginn von Braunschweig seyn, Wahrheit von mir zu hören."

„Am ersten Tage meines Hierseyns, den vier und zwanzigsten Junius, war ich, den ganzen Nachmittag und Abend hindurch, sehr erschrocken. Aber seitdem gieng es, mehr und weniger, doch immer besser. Der König war oft sehr erleuchtert, und hatte manchen recht heitern und guten Tag."

„Erleuchterung ist aber auch Alles, was ich versprechen kann, und darf."

„Meine schwachen Augen reichen nicht bis an die Wage, in welcher Gott die Schicksale der Völker wiegt. Ich will und kann nicht weissagen. Aber soviel sehe ich doch, daß der ausserordentlichste Mann unsers Jahrhunderts auch ein ausserordentlicher Kranker ist, bey dem alle unsere gewöhnliche Vernunft scheitert."

listen (*) und Aerzte aus der niedrigen Klasse (**). Der Verfasser einer Westphälischen Zeitung

K 2 scheute

(*) Man hat, ich weis nicht in welchem Journal, erzählet: ich habe den König in Rheinwein baden lassen! Diese Mähre gieng nach der Schweitz, nach Hannover, und durch ganz Europa. Mir that aber diese Mähre bloß für den armen deutschen Journalisten leid, dem der Mund wohl jämmerlich nach diesem schönen Bade mag gewässert haben.

(**) Herren mit weissen und gelben Ringen um die Nasen jubilirten allgemein in Deutschland und in der Schweitz, als in allen Zeitungen stand: der König habe gleich, bey meiner Abreise aus Potsdam, den Hofrath Fritze aus Halberstadt nach Sanssouci berufen! Sie wähnten: mit diesem plözlichen Rufe des Hofraths Fritze habe mir der König eine Nase gedreht!! —

Man verzeihe es mir doch, daß ich solche Dinge hier öffentlich erzähle: denn mündlich belästige ich doch keinen Menschen mit dem, was mich angeht, und erzähle, wie es sich gebührt, von mir selbst nichts in Gesellschaft! —

Aber manche junge, sanfte, gute, fromme, bildsame, auf den Wegen der bösen Welt noch unerfahrne Seele, die auch nur die allergeringste Neigung hat zu dem abscheulichen Laster des Neides, wird gewiß, wenn sie dieses liest, den Neid bis auf

den

scheute sich nicht, das Publikum zu bereden, ich habe in Potsdam gesagt: **Der König könne noch drey Jahre leben, denn sein Blut sey gut!** Dieß war eine völlige und äusserst abgeschmackte Zeitungslüge. Nie habe ich mich, was die Dauer der Lebenszeit des Königs betrift, auf irgend eine Vorhersagung von irgend einer Art eingelassen: denn ich wußte, zu welchem Grade von Lächerlichkeit man in Berlin diese Vorhersagungen trieb, und diesen Berlinerkitzel hatte ich nicht. Des Westphälingers Einfall mit dem Blute ist so feldscheererischdumm, daß wohl niemand, der mich kennt, eine solche Albernheit von mir glaubt.

Aber der vermessenste Lügner von Allen war ein Feldbarbier, oder Arzt aus der allerniedrigsten Classe (vielleicht ein sehr berühmter Doctor), dessen Namen

den lezten Keim in sich zerdrücken. Aus solchen Thatsachen erhellet ja gar zu offenbar, wie stockdumm der Neid in allen vier Fakultäten ist, und wie leicht 'es dem Beneideten wird, ihn zu verachten!

Namen ich nicht kenne, und der sich erdreistete, auf meinen Namen, und mit meines Namens Unterschrift, über den Zustand des Königs einen Brief zu erdichten, der unter der Garnison von Magdeburg herumgieng, und gierig gelesen ward. Herr Oberconsistorialrath Gedicke aus Berlin sah diesen Brief in Magdeburg; und dieser verdienstvolle Gelehrte hatte die Freundschaft für mich, einen Tag, bevor wir hier die Nachricht von dem Tode des Königs erhielten, bey seinem Hierseyn mich mit edler Indignation von diesem ehrlosen Streiche zu unterrichten.

Soviel hatte ich über mein Verhalten, und desselben Folgen zu sagen. Einige Anmerkungen und Schlüsse bleiben mir noch übrig, die ich doch gerne über das Ganze meiner Erzählung machen, oder daraus folgern möchte. Zwischendurch werde ich dann auch mancher anderer Charakterzüge des Königs erwähnen. Hie und da sage ich auch wohl etwas, das zu seiner Geschichte gehöret; vorausgesezt, daß man etwa solche nach **Plutarchs**, oder (wenn man lieber will) nach

irgend eines königlichen Kammerdieners Manier aufgefangene oder selbstgemachte Beobachtungen, bey der grossen Darstellungskraft unsers Zeitalters, und bey dem hellen Sonnenlichte unserer grossen Aufklärung nicht verachtet.

Alles, was ich in Medicinischer Absicht von dem König erzähle, füllet eigentlich bloß die kleine Lücke aus, die der Herr Leibarzt Selle in seiner Krankheitsgeschichte des Königs die Gütigkeit hatte, für mich offen zu lassen, und bestättigt übrigens alles, was Herr Selle sagt.

Des Königs Zustand war bey meiner Abreise aus Potsdam nicht ungewiß, sondern nur allzugewiß, und höchst erbärmlich. Der König hatte die Brustwassersucht, die Bauchwassersucht, und eine entsezliche Ergiessung von Wasser in seinen Schenkeln und Beinen. Aller Anschein zu einem Geschwür in der Brust war vorhanden, nachdem sich, im lezten Winter, auch schon einmal da ein Geschwür geöffnet hatte. Die Kräfte waren ganz weg. Ohne fremde Hilfe konnte der König weder stehen noch gehen. Aber sein

Muth war noch groß, und seine Hofnung, wenn Er derselben auch zuweilen in trüben Augenblicken entsagte, verließ ihn nie.

Völlig unmöglich war es, für den König etwas Nachdrückliches zu thun. Er selbst wollte, im Grunde, doch nur erleichtert seyn, wollte höchstens, daß man für seine Eßlust, für seinen Stuhlgang, und für seine Verdauung sorge. Von mir verlangte der König übrigens weiter nichts, als ein Mittel, das **Ihn auf der Stelle heile!** Ein solches Mittel kannte ich, und hatte ich nicht. Auch hatte ich gleich von dem ersten Tage, **vom vier und zwanzigsten Junius** an, der Hofnung zu der Möglichkeit irgend einer **ordentlichen und durchgreifenden** Cur ganz entsagt. Mein ganzes Verfahren bey dem König, ausser den ernsthaften Vorstellungen, die ich Ihm so oft machte, war im Grunde nichts, und wieder nichts, als **medicinische Politik!**

Noch im Monath August tröstete sich indessen der König oft mit dem Gedanken, daß sein Vater, fünf Jahre hindurch, mit der Wassersucht

gelebet habe. Immer war auch damals noch seine Imagination reich an Trostgründen. Sogar, als zwischen dem **vierten** und **zwölften August** das linke Bein sich geöffnet hatte, und nun täglich mehr als ein Quartier Wasser mit grosser Erleichterung abfloß, glaubte der König sich izt wieder, mehr als nie, ausser aller Gefahr. Er verrichtete aber, am **fünfzehnten August**, zum leztenmal seine Kabinetsgeschäfte, zwar mit schwacher Stimme, aber ziemlicher Aufmerksamkeit; und aß, auch noch an diesem Tage, eine halbe Seespinne.

Der König starb am **acht und dreyssigsten Tage**, nachdem ich Ihn zulezt gesehen hatte, den **siebenzehnten August**, unter Umständen, die Herr Selle unverbesserlich beschrieben hat, an einem Stickfluß.

Was ich von meinen Unterredungen mit Friedrich dem Grossen erzählet habe, so wenig und abgebrochen es auch ist, veranlasset indessen doch manchen Blick in deu Charakter dieses Königs.

Magen und Unterleib, und die, Gott weis wie, mit beyden so mächtig zusammenhängende Imagination, hatten mehr Gewalt auf diesen ausserordentlichen Mann, als man sich wohl vorstellet. Eine üble Verdauung drückte Ihn gewaltig nieder, und kaum war der Druck weg, so loderte sein grosser Geist wieder hoch empor. Man wird bemerket haben, wie sein Muth sich hob, wenn irgend ein Vorfall, der Ihm für seine Gesundheit zuträglich schien, seine Erwartungen übertraff; und wie schnell Er zu unerwarteten Entschlüssen schritt, wenn etwa ein glückliches Wort seine Imagination frappirte. Eben wegen seines unbezwingbaren Unglaubens an Aerzte und Arzneykunst hielt Er die allergeringste gute Wirkung eines Arzneymittels für ein Wunder; und den Arzt, der Ihm die allergemeinste Sache vorhersagte, für einen Prophet.

Uebler Laune war zwar der König oft in seiner Krankheit, wie man gesehen hat. Allein diese üble Laune hatte doch, so viel ich wenigstens dieselbe aus eigener Erfahrung kenne, ein

einziges mal etwas Heftiges: und dieß in einem Moment des vier und zwanzigsten Junius, als ich um eine Consultation mit Herrn Selle bath; aber sonst nie auch nur den Verdacht von Grimm.

König Friedrich Wilhelm der Erste starb auch an der Wassersucht, und war zuweilen dabey auch von sehr übler Laune. Aber seine üble Laune drückte Er ganz anders aus, als sein grosser Sohn; und zuweilen, denn Er war aufrichtig fromm, auf eine gar sonderbar christliche Weise.

Es herrschte in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, und zumal in den frühern Zeiten desselben, in Deutschland eine Naivheit, die man izt nicht mehr kennt, und von der man izt keinen Begriff hat. Kaum wird man glauben wollen, daß die Gemahlinn König Friedrichs des Ersten von Preussen an die Gemahlinn Georgs des Ersten nach Hannover schrieb: Leibnitz a passé hier la soirée avec moi, pour ne m'entretenir que des infiniment petits. Hélas, ma chére, qui peut les connoitre mieux que moi!

Friedrich Wilhelm der Erste hatte diese Naivheit; aber sie war deutsch. Ich weis nicht, ob Er schon anfieng zu kränkeln, als Er in Berlin Leute von der Promenade wegjagte, oder sie auch wohl nach Spandau schickte, nur weil sie spatziren giengen; als Er einem Geheimenrath Budäus, vierhundert Thaler von tausend Thaler Pension wegstrich, weil Er des Abends bey seinem Hause vorbeygefahren, viele Lichter darinn gesehen, und auf Nachfrage erfahren hatte, daß er eine Gesellschaft bey sich zum Essen habe; und als Er einst einer Dame in ihren zu sehr entblößten Busen spie! — Diese lezte Naivheit war, beynahe, gar zu deutsch.

Aber als König Friedrich Wilhelm der Erste wirklich an der Wassersucht sehr krank war, ließ Er sich, weil Er nicht mehr selbst lesen konnte, immer sein Abendgebeth durch einen Kammerdiener vorlesen. Am Ende des Gebeths stand ein Segen. Der Kammerdiener las, aus gutgemeinter Höflichkeit: der Herr segne Sie! Es heißt nicht so, rief der König!, der dem Kammerdiener, was Ihm

zuerst

zuerst in die Hände fiel, an den Kopf warf, lies nochmal! Der Kammerdiener wußte nicht, wo er mochte gefehlet haben, und las noch einmal: der Herr segne Sie! Hundsfott, es heißt nicht so, schrie der König, und schmiß dem Kammerdiener seine Nachtmütze ins Gesicht, lies nochmal! Mit Todesangst las der Kammerdiener noch einmal: der Herr segne Sie! Der König ergrimmte fürchterlich, und schrie: Der Herr segne Dich, heißt's, und nicht, der Herr segne Sie, du Hundsfott, der nicht weis, daß Ich im Himmel so gut ein Hundsfott bin wie Du!

Friedrich der Grosse fühlte, daß er Mensch war, gestand die Schwäche und Abhängigkeit unserer Natur, aber nicht mit seines Vaters altdeutscher Naivheit, nicht auf diese christlich-comische Art.

Tief und eingreifend fühlte Er, was er war, und was wir Alle sind, oft mit Demuth, mit Trübsinn, und mit wahrer Melankolie. Er, der König, Ueberwinder und Held, sagte mir, schon im Jahre 1771 mit tiefem Nachdenken: ach Ich

kann

kann nicht alles Schwere überwinden! — Er, der gröste Mann des achtzehnten Jahrhunderts, sagte mir, im lezten Sommer seines Lebens: ach Ich war doch immer nur ein armer sterblicher Mensch! — Er, der noch kurz, bevor Er zu den Helden der Vorzeit hinabstieg, jeden Morgen sein ganzes Reich regierte mit wahrer königlicher Geisteskraft, sagte mir, den dreissigsten Junius 1786: Ich bin nichts mehr, als ein altes Gerippe; Ich tauge zu nichts mehr, als hingeworfen zu werden auf den Anger!

Nach seiner Philosophie glaubte Friedrich der Grosse, das blinde Ohngefähr sey die einzige Ursache seines Daseyns. Er fühlte zwar tief und schrecklich seine Abhängigkeit von einer höhern Kraft, von der Alles zerstörenden Kraft des Alters und der Zeit. Aber den Trost, das Hochgefühl, das der allergemeinste und allergeringste Mensch haben kann, wenn er will, hatte dieser grosse Held und König nicht. Ihm mangelte der erhabene Trost, der eben aus unserer Schwäche und Abhängigkeit fliesset: der Gedanke unserer

Abhängigkeit von Gott, und dem weit über Erde und Grab hinausreichenden Zwecke unsers Daseyns. Friedrich der Grosse hielt sein Leben für einen Hauch, den das Ohngefähr gebar, und der im Alter verdüfte. Er glaubte nicht an das Gröste, Beste, Edelste, und Gewaltigste in Ihm, an die Unzerstörbarkeit seiner Seele. Nach seiner Philosophie hieng sein Geist an seinem Körper, und miteinander mußten beyde hinfallen und vergehen!

Er, dem seine Abhängigkeit von Alter und Zeit so traurig auffiel, fühlte nicht: daß eben diese Abhängigkeit, die uns auf der einen Seite so klein macht, uns auf der andern Seite so sehr erhöhet, uns in eine beständige Verbindung setzet mit Gott! Eben dieß und sonst nichts in der Welt, keine Geisteskraft, keine menschliche Gewalt und Grösse, keine Krone, kein kaiserlicher und kein königlicher Purpur, stärket so sehr den menschlichen Muth, belebet so sehr die menschlichen Kräfte, erwecket in uns immer von neuem diesen unbezwingbaren Menschentrutz, der doch

immer

immer an uns wieder bemerklich und kennbar wird, so sehr wir auch wissen, denselben da, wo es der Wohlstand erheischet, zu verbergen. Wir reden mit Gott, werfen uns hin vor seiner Allmacht, erkennen Alles, was wir nicht sind, und allein durch Ihn seyn können, und seyn werden, erwarten Hilfe allein von Ihm: und dann, so lange uns dieser Glaube an Gott (der uns nie verlassen sollte) nicht verläßt, überwinden wir die größten und schrecklichsten Gefahren.

Durch geistliche Lieder, sagt der Tacitus der Schweitzer, erhob Gustav Adolph die unansehnliche Schaar, mit der Er die Fesseln Deutschlands zerbrach, von der Betrachtung des überlegenen Feindes zum Gefühl des Gottes der Gerechtigkeit und der Freyheit. Ich setze hinzu, und habe es von Augenzeugen: durch ein schönes Morgenlied (zuerst sangs nur ein Regiment auf einem Flügel, aber bald die ganze Preußische Armee) gewann Friedrich die unmittelbar nach diesem Liede angefangene Schlacht bey Leüthen gegen einen dreyfach überlegenen Feind; und nach wenigen Tagen

fielen Breslau, und vierzigtausend Oesterreicher, in seine Hände.

Religiöse Gesinnungen, wenn sie lebhaft genug empfunden sind, geben also den edelsten den größten Heldenmuth (den Friedrich aus dieser Quelle nicht hatte) und die aufrichtigste Todesverachtung. Keine Furcht von keiner Art kömmt in den bedenklichsten Umständen unsers Lebens gegen die Kraft religiöser Gesinnungen in uns auf. Mit dieser Kraft, die allein von Gott kömmt, und allein aus unserm Vertrauen zu Gott fliesset, trat ich, am Morgen des vier und zwanzigsten Junius, vor diesen schrecklichen König, mit unerschrockenem Sinn, mit innerer Ruhe, und wirklich so unbefangen, als wenn ich einen lieben und guten Freund besuchte.

Schwärmerey sey dieß, wie alle religiösen Gesinnungen, die nicht gebadet sind in kaltem Deismus; wer darf das sagen? Er trete hervor, damit man Ihn kenne; und dann antworte ihm, wer will.

Trau=

Traurige Gefühle hatte doch also Friedrich der Grosse in seinen lezten Tagen, und kurz vor seinem Tode. Solche Gefühle verhehlen sonst die Menschen gar zu gerne an sich selbst, aus Eitelkeit und affektirter Seelengrösse. Sie verhehlen dieselben auch darum an grossen Menschen, die sie loben wollen! Aber König Friedrich verhehlte sie mir nicht. Sie beugten auch seinen Geist nur auf kurze Zeit; denn da sie sonst so leicht alle Regsamkeit, alle Thätigkeit, alle Willenskraft, auch in sonst sehr guten, sehr vortreflichen Köpfen vernichten: so behielt Er doch immer am Ende seinen festen Muth; durch die Kraft und den Trotz, durch die Festigkeit und Allgewalt seines Willens. Bis ganz nah an seinen Tod that Er mit der grösten Unverdrossenheit alle seine Geschäfte.

Indessen gieng doch in Deutschland, lange vor dem Tode des Königs, die Rede: Friedrich der Grosse sey am Abend seines Lebens sich nicht mehr ähnlich gewesen, seine Seelenkräfte seyen gesunken, sein Geist sey von ihm gewichen! —

Mancher Fürst könnte, wie mir deucht, sich des Geistes freuen, den Friedrich der Grosse am Abend seines Lebens hatte, und käme wahrlich dadurch zu einem grossen Namen. Die Generale, Minister, Gesandte, und geheimen Kabinetssecretaire des Königs wissen, ob Friedrichs Geist nicht noch in allem geathmet habe, was Er im Sommer 1786 that; und was der Herr Minister von Herzberg hierüber sagt, hat mehr Gewicht, als alles Gerede von ganz Deutschland. Ich habe selbst den König in mancher Stunde gesehen, wo er mir völlig schien, als wenn Er sich noch heute zu einem Kriege entschliessen könnte. Mitgegangen wäre Er nun freylich nicht; aber die besten Plane auszudenken, und diese aufs beste ausführen zu lassen, das war noch ganz im Vermögen des Kopfes, den ich sah, und der Augen, die ich nie vergesse! Noch in der Zeit, da ich in Potsdam war, oder wenigstens ganz kurz vorher, schrieb der König, mit eigener Hand, eine Instruktion für einen seiner Gesandten an einem der ersten und mächtigsten Höfe von Europa;

und

und diese Instruktion war, wie man mir versichert hat, ein Meisterstück von Politik. So erfuhr ich auch, daß während meines Aufenthalts in Potsdam der König, in Absicht auf eine auswärtige Angelegenheit, Entschlüsse genommen, und am gehörigen Orte habe äussern lassen, die so rasch und kühn waren, als in seinen besten Jahren.

Vielleicht ist es nicht unangenehm für meine Leser, wenn ich erzähle, wie der König während der siebenzehn Tage meines Aufenthaltes in Potsdam gröstentheils seinen Tag hinbrachte. Aus dem Memoire des Herrn Ministers von Herzberg wissen sie die Lebensmanier des Königs von der Zeit meiner Abreise bis zu seinem Tode.

Seitdem die Krankheit des Königs so mächtig und so gefahrvoll ward, gieng Er einige Stunden früher an seine Arbeit. Anstatt daß seine Kabinetssecretaire sonst erst des Morgens um sechs oder sieben Uhr kamen, verlangte Er sie izt immer des Morgens um vier Uhr. **Mein Zustand** (dieß waren die ewig merkwürdigen Worte,

womit Friedrich seinen Secretairen diese Neuerung ankündigt) nöthiget mich, Ihnen diese Mühe zu machen, die für sie nicht lange dauren wird. Mein Leben ist auf der Neige; die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen. Sie gehöret nicht mir, sondern dem Staate.

Welche Lehre — für Könige, Fürsten und Regenten — der Zukunft! Denn in unsern Zeiten bedarf derselben kein Völkerbeherrscher, kein kleiner, kein grosser Fürst: und kein Monarch — wie man weis.

Also, jeden Morgen um vier Uhr, nachdem ein Adjutant zuerst verhöret worden, brachte ein Kammerhusar dem König alle durch die Nacht von Berlin eingekommene Bericht seiner Minister und Generale, Depesche seiner Gesandten, und Briefe aus allen seinen Ländern. Dieß alles besah und sonderte der König. Auf die eine Seite legte Er alles, was Er selbst lesen wollte, auf die andere Seite alles, woraus Ihm seine drey Kabinetssecretaire referiren mußten. Alsdann wurden die Kabinetssecretaire, die also nunmehr

jeden Morgen um vier Uhr von Potsdam nach Sanssouci kamen, gerufen. Der König übergab ihnen alles, was sie lesen sollten. Sie giengen dann in ein Zimmer ausser dem Schloß, lasen alles, und machten aus allem kurze Auszüge. Indessen las auch der König alle seine Briefe. Sodann wurden die drey geheimen Kabinetssecretaire, einer nach dem andern, verlangt; jeder hatte Papier und Bleystift in der Hand. Zuerst dictirte der König alle Resolutionen, die Er auf die von Ihm selbst gelesenen Briefe genommen hatte. Dann referirten sie aus den Briefen, die sie gelesen, und in der Geschwindigkeit excerpirt hatten, und der König dictirte ihnen seine Resolutionen, Befehle, und Briefe, mehrentheils Wort für Wort. So ward gewöhnlich von vier Uhr bis sechs oder sieben Uhr des Morgens von einem einzigen tödtlich kranken Manne ein ganzes Königreich regiert, und so wurden zugleich auch alle seine auswärtigen Geschäfte durch ganz Europa abgethan. Nun verfügten sich die Kabinetssecretaire wieder heim nach Potsdam,

und schrieben alles ins Reine, was ihnen der König dictirt hatte, und dieß ward Ihm des Nachmittages zur Unterschrift gebracht. Aber auch da geschah wieder nicht, was wohl oft bey den Regierungen der Staaten geschieht: alle diese Briefe und Befehle las der König noch einmal durch, bevor Er seinen Namen darunter sezte.

Müssig seyn, und Langeweile haben, konnte also der König schon um sechs oder sieben Uhr des Morgens, wenn Er wollte: aber dieß wollte, und konnte Er nie, und dieß will, und kann auch kein König.

Um diese Zeit ward der Küchenzedel für die Mittagsmahlzeit gebracht, denn des Abends aß der König nicht. Alle Produkte seiner Gärten und Treibhäuser aus den lezten vier und zwanzig Stunden brachte man Ihm jeden Morgen auch um diese Zeit; ich sah sie immer, in grossen Körben, auf den Commoden und Tischen seines Vorzimmers liegen, und stahl dann auch daraus bisweilen dem König eine Kirsche. Es waren die schönsten und ausgesuchtesten Früchte in

grosser

grosser Menge: Kirschen, Trauben, Melonen, Pfirschen, Abricosen, Feigen, Zwetschken, und Pisangs; auch sogar keine Kirsche durfte einen Fleck haben. Gewöhnlich aß der König von diesen Früchten.

Mehrentheils hatte der König, wenn ich um acht Uhr kam, ein Buch in der Hand: etwa einen französisch übersezten Schriftsteller aus dem Alterthum, oder irgend etwas aus der neuern Geschichte. So erbärmlich schwach war die Hand des Königs, daß Er nicht mehr vermochte einen mässigen Octavband in der Hand zu halten; Er ließ deswegen alle zu dicken und zu schweren Octavbände zerstückeln, und in kleinere Bände binden. Ich blieb von acht Uhr an bey dem König, so lange Er es für gut fand, und mehrentheils eine halbe, auch wohl eine ganze Stunde.

Nach mir kam der Commandant von Potsdam, der sanfte (*), würdige und vortrefliche Herr

(*) Gott segne Ihn für seine Sanftheit. Denn ich lernte in Potsdam einen General kennen, der nicht sanft war, den Herrn General von Scheele, Commandeur

Herr Generallieutenant von Rohdich, die Parole abzuhohlen; dieß war mehrentheils eine Augenblickssache, denn frühe um vier Uhr ward schon durch einen Officier von allem, was an den Thoren von Potsdam, und in der ganzen Garnison vorgefallen, der Rapport abgeleget.

Zwischen

mandeur des ersten Bataillons der Garden. Scheele hatte die Wassersucht, wie der König. Er verlangte meinen Besuch und meinen Rath. Aber da ich aus den Erzählungen des würdigen Herrn Hofmedicus Frese, und des rechtschaffnen Regimentschirurgi, und aus den Krankheiten einiger mich um Rath fragender Officiere der königlichen Garde schliessen konnte, welcher Unmensch Seine Excellenz der Herr General war, wollte ich Ihn durchaus nicht sehen. Indessen bathen mich der Herr General, und Herr Frese, und der Herr Regimentschirurgus, zusammen so dringend, daß ich endlich diesen General, den ich für einen Unmensch hielt, aus Menschlichkeit besuchte. Auf seiner Treppe nahm ich mich so zusammen, als wenn ich ein höherer General wäre, wie Scheele, und also Ihn commandirte! Stolz trat ich in seine Stube. Er sah in seinem alten Lehnstuhl äusserst trübselig und erbärmlich aus, gelb und cachektisch, und geschwollen bis über die Ohren. Um ihn her standen, mit tief gebeugten Nacken, einige Compagnie-

Zwischen neun und eilf Uhr kamen dann Adjutanten und Officiere, und andere, die etwa der König noch sprechen wollte.

Nach eilf Uhr erschien die Tischgesellschaft des Königs: der Herr Graf Lucchesini; der Herr General Graf von Görtz; vom Anfange meines Aufenthaltes bis beynahe zum Ende, der Herr Oberstallmeister Graf von Schwerin; vom Ende meines Aufenthaltes bis zum Tode des Königs, der Herr Minister von Herzberg; gewöhnlich auch

pagniechirurgi von der Garde, die aussahen, wie Leichname, weil der wüthige General sie bey Tage und bey Nacht um sich hatte, und in einem fort mit vierundzwanzigsylbichten Flüchen vorwärts und rückwärts commandirte. Mich empfieng der General sanft und höflich! Ich sagte also auch sehr höflich, daß alles gut sey, was der Herr Hofmedicus Frese verschreibe; ich rieth pour la forme, ich weiß nicht was; und eine kurze Zeit, vor oder nach dem König, starb Gott Lob, auch der Herr General von Scheele. Kurz vor seinem Tode verordnete Er: daß man seinen Leichnam zergliedere, und auf den Fall, daß man darinn dasjenige nicht finde, was die Tausend Sakkerments Feldscheerer Ihm so oft vorgeplaudert, legirte Er, jedem von ihnen, funfzig Prügel.

auch der Oberste von den Ingenieurs, Herr Graf Pinto, ein Piemonteser; und zu diesen, bald diese und bald jene Generale und Staabsofficiere. Es war sonderbar, daß der König diejenigen Herren, die Jahr aus Jahr ein mit Ihm aßen, doch jeden Morgen von neuem zum Essen bitten ließ.

Die Mittagsmahlzeit dauerte zuweilen nur eine halbe Stunde, mehrentheils eine, auch wohl anderthalb Stunden. Der König aß fast immer mit starkem Appetit, und immer zu viel. Er trank einen weißen, süßen, und etwas prickelnden französischen Wein von Bergerac in sehr mäßiger Quantität.

Nach der Tafel schlief er mehr und weniger, aber immer nur auf eine kurze Weile. Dann trank Er einige Tassen Kaffee, wie des Morgens. Dann sezte er sich zuweilen auf seine Terrasse in die Sonne, oder amüsirte sich mit etwas. Zum Exempel, Er hatte Juwelirer, Steinschleifer, und andere Künstler bey sich. Einmal, als ich in Potsdam war, besah Er seine Juwelen; man

schäzte den Werth von denen, die Er bey sich in seinem Zimmer hatte, von vier bis fünf Millionen Thaler (*).

Für drey Uhr war ich gewöhnlich bestellt. Wenn aber der König Geschäfte hatte, oder noch schlief, welches ein paarmal widerfuhr, so ward ich um halb vier, oder auch später hereingerufen.

Die

(*) Juwelen war eine Art von Liebhaberey bey dem König. Aber auch hierinn war sein Geschmack etwas sonderbar. Brillanten waren Ihm nicht schön genug. Er hatte immer vor sich auf einem kleinen Tische, ausser einem grossen bleyernem Magazin von Schnupftaback, und zwey hölzernen Dosen, vier sehr grosse Tabatieren aus schlesischem Achat liegen. Sie waren mit Juwelen von allen Farben reich besetzet. Eine dieser Tabatieren, die ich sehr gut kannte, hatte ich nachher in meinem Hause in Hannover in der Hand. Herr von Offenberg, Hofmarschall des Herzogs von Curland, hatte sie von dem iztregierenden König zum Geschenk erhalten. Der Werth dieser Juwelen betrug über zweytausend Dukaten. Aber es waren nicht Rubine, Saphire, Schmaragde, und dergleichen, wie ich geglaubt hatte: sondern wahre Brillanten, unter die der König Folien von allen diesen Farben setzen ließ.

Die Audienz dauerte eine halbe Stunde, eine ganze Stunde, und bisweilen länger.

Dann fiengen die Geschäfte wieder an. Die Briefe wurden zur Unterschrift gebracht. Einmal sah ich, in den ersten Tagen, den Herrn Minister Grafen von Finkenstein zum König gehen; und um diese Zeit erhielt der Russischkaiserliche Gesandte, Fürst Dolgorucki, seine Abschiedsaudienz. Zuweilen, wenn ich herausgieng, kamen Officiere von dem Ingenieurcorps, mit grossen Planen und Rissen zu dem König.

Die Gefehrten der Abendstunden des Königs erschienen um halb sechs Uhr, und nur selten etwas später. Diese Herren waren immer, der Herr Kammerherr Graf Lucchesini, und der Herr General Graf von Görtz. So lange ich in Potsdam war, ist auch mehrentheils, und während seines ganzen dortigen Aufenthaltes der Herr Oberstallmeister Graf von Schwerin von dieser Gesellschaft des Königs gewesen. Ihm folgte zwey Tage vor meiner Abreise aus Potsdam, der Herr Minister von Herzberg, der ebenfalls, wie

der

der Herr Graf von Schwerin, bey dem Könige wohnte, und in Sanssouci bis an den Tod des Königs blieb. Mit dieser Gesellschaft unterhielt sich der König, mehrentheils heiter und froh, und immer auf eine höchst interessante Art, bis acht Uhr. Dann speiseten diese Herren unter sich, und der König ließ sich durch einen jungen Menschen aus Berlin bald etwas aus dem Cicero oder Plutarch, bald aus dem Voltaire vorlesen, bis Er einschlief, gewöhnlich bis zehn Uhr.

Die Abendgesellschaft des Königs bestand seit seiner lezten und tödtlichen Krankheit, also seit neun Monathen, wenn keiner von den Herrn Ministern aus Berlin in Sanssouci war, aus niemand, als Lucchesini und Görtz. Ins sechste Jahr vorher hatte der König sonst immer, mit Ausnahme jener ausserordentlichen und bekanntlich seltenen Fälle, ganz und gar keinen Menschen von halb sechs Uhr bis acht Uhr des Abends bey sich, als den Grafen Lucchesini. Aber seitdem der König, nach der schlesischen Herbstrevüe von 1785, so sehr von Engbrüstigkeit litt, ward es Ihm

zu beschwerlich, immer mit Lucchesini zu sprechen. Also wählte Er sich, von dieser Zeit an, den Herrn General Graf von Görtz zum Interlocuteur.

Graf Lucchesini war also, sechs Jahre hindurch, der beständige und tägliche Gesellschafter Friedrichs des Grossen; und fünf Jahre war er mehrentheils der einzige Gefehrte seiner Abendstunden.

Schärfere und billigere Blicke hat wohl kein Philosoph, und kein Gelehrter in den Kopf, und in das Herz Friedrichs des Grossen geworfen, als dieser geistvolle, tiefgelehrte, und liebenswürdige Italiener. Nicht nur hat Ihn der König gar nicht selten bey auswärtigen Staatsangelegenheiten, und zu vielen geheimen Dingen gebraucht. Er that noch viel mehr: denn der regierende Fürst von Dessau hat mir versichert, der König habe dem Grafen Lucchesini alle seine Geheimnisse anvertraut; Er verstehe darum die innern Angelegenheiten des preussischen Staates eben so gut, als die auswärtigen; über dieß Alles sey Er von

dem

dem verstorbenen König vortreflich unterrichtet. Auch habe deswegen, sagte mir der vortrefliche Fürst von Dessau, Seine Majestät, der iztregierende König, bey seiner Thronbesteigung den Grafen Lucchesini mit diesen erhabenen Worten erfreuet: Sie waren der beste Freund des verstorbenen Königs, seyen Sie auch der Meinige!

Auch der eigentliche und beständige litterarische Freund des Königs war Lucchesini. Neue Bücher las der König nicht mehr gerne, und deutsche Bücher hat Er, wie man weis, nie gelesen, die Bibel und Arndts wahres Christenthum ausgenommen: weil dieß die einzigen Bücher waren, die Ihm sein Vater ließ, als er Ihn in Küstrin gefangen hielt. Lucchesini las Alles, auch sogar deutsche Litteratur, in der Er so gut bewandert ist, als der geschmackvolleste Deutsche; und so erzählte er dann dem König auch litterarische Neuigkeiten aus Deutschland.

Das menschliche Herz wünschet sich immer einen Ergiessungsort für seine liebsten Gedanken und Empfindungen. Bey manchem Fürsten ist

der

der Aufklärer seines Geistes sein Kammerdiener, oder der Wärter seiner Jagdhunde. Bey Friedrich dem Grossen wärs Lucchesini: denn vorzüglich war Er der Vertraute aller litterarischen Arbeiten des Königs, der ihm alle seine Manuscripte zu lesen gab, und sich mit ihm über alle unterhielt. Niemand wäre daher fähiger gewesen, die Werke des Königs herauszugeben als Er: wenn es darauf angekommen wäre, dieselben mit Anmerkungen und Auslegungen aus dem Munde des Königs zu begleiten. In dieser Absicht ist Lucchesini, der nichts vergißt, so unerschöpflich reich an Anecdoten, wie es niemand ist, und niemand seyn kann. Hätte Er der Ausleger dieses Cäsars werden können, so hätte Er wenigstens die litterarische Geschichte aller Werke des Königs gekannt. Man hätte auf manchen weniger frappanten Aufsatz des Königs einen höhern Werth gesetzet, wenn man mit der Veranlassung desselben bekannt gewesen wäre, und mit der Laune des Augenblickes, die oft diese Aufsätze gebar. Lucchesini weis dieß alles aus

dem

dem Munde des Königs, aus den beständigen Unterredungen und Erzählungen, und dem beständigen Gedankenwechsel mit Ihm. Aber dieß Alles nimmt Lucchesini mit sich ins Grab, wenn Er das nicht thut, wofür ich Ihn so dringend bath, und wozu ich Ihn hier, im Namen von Welt und Nachwelt hervorruffe.

Graf Lucchesini ist izt ein Mann von zwey und dreyßig Jahren. Sein edler Charakter, seine Ehrlichkeit, seine Rechtschaffenheit, seine Wahrheitsliebe, seine Klugheit, seine Treue, seine durchdringende Scharfsicht, sein unermeßliches Gedächtniß, seine classische Gelehrsamkeit, und sein tiefdringender philosophischer und politischer Blick, verbürgen mir, daß Er alles leisten könnte, was ich von Ihm erwarte, was niemand unter den lebenden Menschen leisten kann, wie Er, und was die späteste Nachwelt Ihm verdanken wird, und mit unsterblichem Ruhme vergelten.

Einen grossen Beweis des Vertrauens, das der König in die Discretion von Lucchesini hatte,

sah ich mit meinen eigenen Augen in seinem Hause in Potsdam. Was ist aus der Correspondenz des Königs mit d'Alembert geworden, fragte ich? Das französische Ministerium, erwiederte mir Lucchesini, glaubt, diese ganze Corrèspondenz sey dem Vulkan aufgeopfert. Am Tage, da d'Alembert starb, kam der Staatsminister von Vergennes in sein Haus, und verlangte, auf Befehl des Königs von Frankreich, alle Briefe des Königs in Preussen an d'Alembert. Sogleich wurden diese Briefe alle dem Minister ausgeliefert, und Er verbrannte sie alle auf der Stelle. Aber deswegen, fuhr Lucchesini fort, ist diese Correspondenz nicht vernichtet, wie das französische Ministerium glaubt; denn alle seine Briefe an d'Alembert schrieb zwar der König selbst mit eigener Hand, aber Er ließ sie durch Herrn von Cat abschreiben, schickte immer nur Cats Copeyen an d'Alembert, und behielt die Originale. Also, zum Beweise, daß alle Briefe an d'Alembert, von der Hand des Königs, noch vorhanden sind, machte Lucchesini seinen Bureau auf, und sagte zu mir: sehen Sie,

dieß

dieß ist die ganze Correspondenz des Königs mit d'Alembert.

Es waren etwa sechs grosse zusammengebundene Paquete; also gewiß viele hundert Briefe an d'Alembert allein, ohne d'Alemberts Antworten, die auch alle noch vorhanden sind.

Sie kennen die Hand des Königs, sagte Lucchesini zu mir. Also will ich von ungefähr einige Briefe herausziehen, und Sie sollen sehen, daß diese Briefe ächt sind. Allerdings war es so. Nachher las Lucchesini einen dieser Briefe vor sich, und sodann ließ Er mich diesen Brief auch lesen. Der Brief war zur Hälfte litterarisch, philosophisch und theologisch, und zur Hälfte enthielt er sarcastische Raisonnements über politische Neuigkeiten. Alles war äusserst kühn und derb gesagt. Vielleicht würden wenige französische Gelehrte, wenige Philosophen, und hauptsächlich wenige Theologen und Staatsminister solche Briefe des Königs, die man wahrscheinlich nicht drucken wird, ohne Bauchgrimmen lesen.

Nach allem, was mir, aus dem Umgange mit dem Grafen Lucchesini, von den Werken des Königs bekannt ist: glaube ich nicht, daß man alle diese Werke drucken wird. Lucchesini hat alle litterarischen Handschriften des Königs gelesen, und mich also über dieß alles unterrichtet.

Dieß war meine erste Frage: Ist die Anecdote wahr, daß der König die Geschichte des siebenjährigen Krieges geschrieben habe; daß die ganze zum Ende gebrachte Handschrift dieser Geschichte einst auf einem Tische lag, über dem ein Kronleuchter hieng; daß durch den Fehler eines Pagen ein Funke von diesem Kronleuchter auf die Handschrift fiel, und die ganze Handschrift verbrannte; und daß der König dem Pagen, der vor Ihm niederfiel, um Ihm dieses Unglück anzuzeigen, weiter nichts antwortete, als dieses göttlichgrosse Wort: Also schreibe ich diese Geschichte noch einmal!

Lucchesini sagte, diese Anecdote sey wahr. Auch habe der König die Geschichte des siebenjährigen Krieges noch einmal geschrieben, nachdem

das

das erste Concept aufbrannte. Diese Geschichte ist nunmehr, nebst den übrigen zum Drucke bestimmten Werken des Königs, auf dem Schlosse zu Berlin unter der Presse.

Rousseau erhob den Marschall von Türenne wegen einer sehr unähnlichen Anecdote. Türenne lag einst, an einem schwülen Sommertage, im Nachtkamisol und in der Mütze, im Fenster seines Vorzimmers. Ein Küchenjunge, der eben vorbeygieng, glaubte, dieser halbausgezogene Mensch sey sein College; schlich also hinter Ihm an, und gab Ihm mit der flachen Hand einen grossen Klaps auf den Hintern! Türenne wandte sich mit Heftigkeit um, und sah den Küchenjungen, ganz ausser sich, vor Ihm auf die Knie fallen. Ach Monseigneur, schrie der arme Junge, ich habe geglaubt, Sie seyen Georg, der Sudelkoch! Türenne rieb sich den Hintern, und schrie mit der äussersten Gutmüthigkeit: Wenn ich auch Georg, der Sudelkoch, gewesen wäre, so hättest du doch nicht so verteufelt zuschlagen sollen! — Dieser Zug von Türenne ist schön. Aber Friedrichs

Gelas=

Gelassenheit, als Er das Schicksal seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges hörte, ist erhaben.

Ein heroischcomisches Gedicht im Geschmacke der Pucelle d'Orleans, dessen Absicht ich nicht erwähnen kann und mag, und das, wie ich höre, vielleicht gedruckt wird, hatte der König selbst schon vor vielen Jahren wollen drucken lassen. Kupfer zu demselben, von dem berühmten Kupferstecher Schmidt in Berlin, waren schon gestochen. Aber der König bedachte sich; das Gedicht ward nicht gedruckt, und, wenn ich nicht irre, wurden die Kupferplatten zerbrochen. Herr Hofrath Brandes in Hannover, der alles Schöne ohne Ausnahme besitzet, was jemals in der Welt gedruckt oder in Kupfer gestochen ward, hat diese Kupfer.

Ein anderes heroischcomisches Gedicht des Königs, sur la division de la Pologne, ebenfalls im Geschmacke der Pucelle d'Orleans, das der König durchaus nicht dem Drucke bestimmet hatte, und das auch höchst wahrscheinlich nicht

ge=

gedruckt werden wird, war, zum grossen Verdrusse des Königs, vor einigen Jahren in Hamburg unter der Presse. Ein bekannter Buchhändler kündigte es an, und hieng an seine Ankündigung eine Probe des Gedichts. Diese Ankündigung fiel Lucchesini in die Hände. Er war versteinert, als er sah, daß die angehängte Probe wörtlich aus dem Gedicht des Königs abgeschrieben worden, dessen Handschrift er aus den Händen des Königs erhalten und gelesen hatte. Gleich gieng er zu dem König, um Ihm dieß zu erzählen. Der König war eben so betroffen, wie Lucchesini: weil Er diese Handschrift sonst niemand anvertrauet hatte, als dem Herrn von Voltaire, und noch Jemand. Was ist da zu thun, fragte der König? Lucchesini antwortete: gleich einen Courier nach Hamburg zu schicken, dem Preussischen Residenten dort zu befehlen, daß er augenblicklich zu diesem Buchhändler gehe, mit den grösten Drohungen das ganze Manuscript, und alle gedruckten Bogen verlange, und dann, wenn alles ausgeliefert sey, den armen Buch-

händ-

händler dafür königlich bezahle. Dieser Vorschlag gefiel dem König, und er ward pünktlich und glücklich ausgeführt. Vier Bogen waren schon gedruckt. — Nicht von Lucchesini, sondern von Jemand in Hannover habe ich erfahren: Voltaire habe dieses Gedicht dem König gestohlen, das ist, er habe es abschreiben lassen, und sich die Abschrift zugeeignet; Beaumarchais habe diese Handschrift aus des Voltaire Verlassenschaft gekauft, und dieselbe nach Hamburg verkauft.

König Friedrich dachte, sprach und schrieb, schon als Knabe, und als Jüngling, am liebsten französisch, hieng in seinem ganzen Leben doch immer nur an französischer Litteratur, schrieb in dieser Sprache alle seine Werke. Aber warum achtete Er gar nicht auf jenes helle Sonnenlicht, das seit 1740 über ganz Deutschland durch Gottsched, und ein Dutzend Magister in Leipzig aufgieng? Aus Bescheidenheit. Denn so sehr auch Friedrich dem Grossen die ganze zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nachgegangen ist, so fühlte Er doch in Sachen solcher

Litteratur sich so sehr zurück, daß Er nie von Sanssouci nach Leipzig hinblickte; und in Absicht auf Mode war Er ebenfalls groß genug, um gerne hinter seinem Jahrhundert zu stehen. Seine ganze Armee blieb bis an seinen Tod immer gekleidet, wie sie bey dem Antritte seiner Regierung gekleidet war. Er vernachlässigte hierinn äusserst nothwendige Veränderungen, die sein königlicher Nachfolger durchaus machen mußte; bloß, weil es **Veränderungen** waren (*). Darum hatten auch die Kleider seiner Lackayen und Jäger im Jahre 1786 noch immer den Schnitt vom Jahre 1740. Die Unveränderlich-keit

(*) So unsinnig ist wohl niemand, um dieß so zu verstehen, als wenn ich sagte: Friedrich habe in Absicht auf jede Art von hoher Vollkommenheit, wozu Er seine Armee erheben konnte, **Veränderungen** nicht geliebt! — Aber in tausend andern, auch wichtigen und nur kleinern Dingen, liebte Er doch einmal zuverlässig Veränderungen nicht. Ein sehr tiefdenkender und äusserst rechtschaffener Schweitzer, Herr Professor Wegelin in Berlin, (von dem mir Sulzer versicherte, daß ihn Friedrich der Grosse ungemein hochschätze, es auch bey allen Gelegenheiten bezeige, und daß der König der einzige Mann

keit des Königs in solchen Dingen lag in der Festigkeit und Unveränderlichkeit seines Charakters und seiner Gesinnungen.

Dieß ist die Ursache, warum Er nichts aus der deutschen Litteratur machte. Aber deswegen sprach Er der deutschen Muse nicht Hohn; darum ließ Er sie doch ihren Reihentanz tanzen; darum war Er, der Purpurträger, ihren rauhen Tönen nicht undankbar (*). Die deutschen Musen konnten sich sonnen und singen, in Feyerkleidern

wallen

Mann in Berlin sey, der Wegelin kenne) sagte mir, im Jahre 1771 in Berlin: L'Ecole militaire de Berlin est un des chef-d'oeuvres du Roi. L'instruction qu'il a donnée à ses Professeurs, est son meilleur ouvrage. Mais quand le Roi a créé une machine, et qu'il l'a mise en mouvement, il croit que c'est imiter le bon Dieu que de ne plus y toucher.

(*) Undankbar war Friedrich der Grosse, in frühern und spätern Zeiten, den deutschen Musen nicht ganz, so geringschätzig Er sonst überhaupt von der deutschen Litteratur dachte. An meinen seligen Herzensfreund Sulzer gab Er tausend Beweise seiner Achtung und seiner Liebe. Niemand weis nicht, welchen äusserst vortheilhaften Eindruck Ihm drey unserer ersten und vorzüglichsten Männer, Gellert, Gleim und

Garve

wallen und jubiliren: nur Friedrich sah und hörte sie nicht! — Während der Jünglingsjahre Friedrichs hatte man noch keinen deutschen Voltaire; unsere izigen Aufklärer waren damals noch ungeboren! Darum hielt sich Friedrich an französische Litteratur, die schon in frühen Jahren Ludewigs des Vierzehnten eben so ausgebildet war, als es nun endlich hundert Jahre später die deutsche auch ist. Also las Er auch, mit Erlaubniß, kein deutsches Buch! —

Seine Liebe für ausländische und zumal französische Litteratur, verstärkte sich aber auch vorzüglich durch den beständigen Umgang mit Algarotti, Voltaire, und d'Argens. Er hatte diese Männer nach den beyden ersten so glorreich been=

Garve machten. In den letzten zehn Jahren ließ Er auch allmählig die angesehensten Berlinischen Gelehrten, Nicolai, und viele andere zu sich kommen; und Er bezeigte sich gegen alle freundlich, gnädig, und gerecht. Aber insonderheit warf Er, eine geraume Zeit hindurch, in den Jahren 1749, 1755 und 1756 sein Auge auf den König aller deutschen Gelehrten, auf Haller.

beendigten schlesischen Kriegen, also in seinen schönsten und ruhigsten Zeiten, immer bey sich. Der Ton ihres Umganges überwog doch Alles, was der König wenigstens von deutschem Gelehrtenwitze sah, hörte, und wußte. Sulzer liebte und verehrte die Deutschen; aber Er glaubte doch, daß mancher deutscher Magister und Professor mit Schneidermanieren, dort im Marmorsaale zu Sanssouci, an der Tafel des Königs, zwischen dem Könige, Voltaire, Algarotti und d'Argens, sehr verlegen, sehr trocken und sehr peinlich gesessen hätte; und, wahrlich, eher geneigt zur Diarhee, als zu witzigen Einfällen! — Unendlich amüsanter war es, wie mir der redliche und geistvolle Sulzer oft versichert hat, Algarotti, Voltaire und d'Argens miteinander sprechen zu hören, als das amüsanteste Buch zu lesen. Dieser billige Philosoph, und gewiß biedere und treue deutsche Patriot verwunderte sich auch darum nicht, daß doch, ab und zu, ein etwas linkischer schwerfälliger deutscher Gelehrter, in Vergleichung mit diesen sprudelnden Köpfen,

dem König bengelhaft vorkam; und darum, sagte auch Sulzer, sey es dem König (was man Ihm so fürchterlich übel nahm, und wofür man Ihm so oft die Faust in der Tasche machte) unmöglich gewesen, sich einen deutschen Belesprit zu denken! — Aber da man allmählig in Deutschland schöne Geister auf allen Strassen laufen sah, lohnten dann freylich dem König diese Geister seine Abneigung gegen ihre Deutschheit oft hämisch genug! — Gleichwohl aßen einmal keine Magister, sondern Algarotti, Voltaire und d'Argens, gewöhnlich des Abends mit dem König. Diese Abendmahlzeiten im Marmorsaale des kleinen Schlosses zu Sanssouci, diesem so schön genannten einsamen Sitze der Ruhe des häuslichen Lebens der schönen Natur und der Musen, dauerten so tief in die Nacht hinein, daß allen um die Tafel herum versammelten Bedienten des Königs, von dem langen Stehen, die Beine schwollen. Viel Champagner trank man dann auch, bey diesen Abendfesten der Musen und des Witzes. Vielleicht ist in ganz Deutschland kein Ort, wo

jemals

jemals so viel Witz vergossen ward, wie in diesem Marmorsaale zu Sanssouci! — Dieß sagte ich mir oft, mit einer Art von staunender Bewegung der Seele, und dann auch wieder mit Empfindungen, die öffentlich nicht gut zu sagen sind, wenn ich da alleine zwischen den corinthischen Säulen saß, die Venus Urania vor mir sah, und den Apoll, der das Buch des Lucretius in der Hand hält, und in diesem offenen Buche mit grossen goldenen Buchstaben die Worte: Te sociam studeo scribundis versibus esse, quos ego de *rerum natura* pangere conor!

Friedrich bath also weder Magister aus Leipzig, noch aus Halle zum Essen, aber deswegen verachtete Er die Deutschen nicht. Durch Deutsche wurden ja alle seine grossen Ideen ausgeführet, und alle seine kühnen und unsterblichen Thaten verrichtet. Er verachtete auch gar nicht die deutsche Sprache. Alle Briefe, die man an Ihn über öffentliche und Privatangelegenheiten seines Landes schrieb, alle Berichte der Minister und Generale, alles, was die ganze Armee betraff,

mußte deutsch geschrieben seyn. Auch mit seinen Officieren, die Franzosen von Geburt waren, sprach der König deutsch. Nur die Akademie der Wissenschaften in Berlin mußte französisch an Ihn schreiben, und Er antwortete in gleicher Sprache. Dieses alles gieng, seit dem Anfang seiner Regierung, nach gleichen Gesezen fort. Er selbst kleidete sich auch im Jahre 1786 nicht anders, als er im Jahre 1740 gekleidet war; ich hatte seine ganze Garderobe (zwey Cassakins ausgenommen; den, den Er auf dem Leibe trug, und den, den Er gar nicht brauchte) in meinen Händen. Sie bestand aus zwey Sommer- und zwey Winter-Uniformen. Den Cassakin von blauem Atlas, den ich nicht sah, hatte die verwittwete Frau Herzoginn von Braunschweig, seine Schwester, mit Gold gestickt; aber der König zog ihn nicht an, weil Er diesen Cassakin für Ihn zu schön fand.

Groß und gut war indessen doch in allen Dingen, und zu allen Zeiten der König, ob Er gleich nur französische, und nicht deutsche Bücher

las, und aus Voltaire mehr machte, als aus Gottsched. Bis an seinen Tod hat man dennoch an seiner Güte gezweifelt. Der Graf von Mirabeau sogar schämte sich nicht, in seinem berühmten Briefe an König Friedrich Wilhelm den Zweiten zu sagen: Friedrich erwarb sich die Bewunderung der Menschen; aber niemals erhielt Er ihre Liebe (*).

Mehr Güte des Herzens, als man Friedrich dem Grossen sonst zugetrauet hat, und noch izt zutrauen will, leuchtet auch schon aus seinem Verhalten gegen mich hervor, und aus manchem herrlichen Worte, das ich aus seinem Munde gehen hörte. Ohne wahre und innige Liebenswürdigkeit und Herzensgüte hätte sich der König nicht so gefühlvoll und liebreich gegen mich bezeiget, als ich einst das Glück gehabt, Ihn in

seinem

(*) Fréderic a conquis l'admiration des humains; jamais Fréderic n'obtint leur amour. *Lettre remise à Fréderic Guillaume II, Roi regnant de Prusse, le jour de son avénement au Trône.* Par le COMTE DE MIRABEAU (1787) *pag.* 8.

seinem Unmuth zu trösten. Ohne wahre und innige Herzensgüte hätte der König am Tage vor meiner Abreise aus Potsdam nicht so liebreich, und nicht so rührend den letzten Abschied von mir genommen. Ohne wahre und innige Herzensgüte hätte der König mir nicht gesagt: Ich habe nie kein grösseres Vergnügen, als wenn Ich einem armen Manne kann ein Haus bauen lassen; nichts hat mich in meinem Leben mehr verdrossen, als wenn Ich sah, daß man meine Soldaten, diese braven Männer, die Gesundheit und Leben so edel für ihr Vaterland hingaben, in ihren Krankheiten, und bey ihren Wunden übel verpflegte; nichts hat mich von jeher mehr betrübet, als wenn ich die unschuldige Ursache an dem Tode irgend eines Menschen war! — — Mir däucht, dieß seyen Züge des grösten Edelmuths, und der sublimsten Menschenliebe.

Haller giebt im dritten Buche seines Usongs zu verstehen! nach Friedrichs des Grossen Meinung sey kein Unterschied des Guten und Bösen gewesen, und Er habe das Laster über

die Tugend gesetzet! — Aber alle ächten Denkmale Friedrichs sind doch voll von allem, was die Tugend liebenswürdiges hat und giebt; voll von allem, was ihr Eingang verschaffet bey den Menschen; voll von Zügen der holdesten Sanftheit, der grösten Herrschaft über sich selbst, der äußersten Gutmüthigkeit, der liebreichsten Herablassung in die Lage von jedem Menschen, der höchsten Gelindigkeit, des herzlichsten Mitleidens, und des väterlichsten Hinsehens — auf alle seine Unterthanen! —

Als Friedrichs sterbender Vater (wahrlich für Ihn kein guter Vater) Ihn zu sich rufen ließ, in seinen letzten Stunden: sah man Ihn beym Weggehen außerordentlich gerühret, schluchzend und ganz in Thränen! — Thränen, in solcher Lage, bedeuten die nicht mehr, als Thränen, wie sie unser einer weinet? — Aber man lese auch nur seine freundlichen, herzlichen und zärtlichen Briefe an Suhm; und dann die noch im siebenjährigen Kriege geschriebenen Briefe, voll heiterer Laune, voll Freundlichkeit, Liebenswürdigkeit, und Güte,

an die alte Gräfinn von Camas: und verkenne, wenn man kann, das Herz in dem Charakter des Kronprinzen und des Königs.

Sein Körperbau war nicht stark. Er selbst, und seine feinfühlenden Nerven, brachten manches Uebel über Ihn, schon in seiner frühen Jugend! Gar zu frühe hatte sich Friedrich der Grosse, mit der ganzen ungestümen Heftigkeit seines Temperaments, durch den Misbrauch der Freuden der Liebe entnervt (*). Noch im Jahre, bevor Er

N 2 König

(*) Dieß war auch der Triumph der Franzosen am Anfang des siebenjährigen Krieges; nämlich vor der Schlacht bey Roßbach.

Mit dem Marquis de Brandebour (So nannten damals Friedrich den Grossen die französischen Lieutenante und Fähndriche!!) hofften sie bald fertig zu seyn; denn alle diese Herren, und zumal die aus Gasconien, sagten: Cadédis! comment un Roi, qui est *impuissant*, sçauroit-il nous faire la guerre! — In soweit hatten die Franzosen recht; denn wo dieses Vermögen mangelt, hat auch der Kopf eines Mannes wohl etwa bel esprit, Witz, und Anmassung — aber keine wahre und hohe Geisteskraft.

So gewiß waren darum die Franzosen (vor der Schlacht bey Roßbach) ihrer Sache, daß eine Dame in

König ward, gestand Er an Suhm seine Schwächlichkeit. Meine unglückliche Erfahrung, sagte Er, machte aus mir einen Arzt. Aber wer in der Welt verstand auch besser, als Er, in der Folge seinen Körper abzuhärten durch die Stärke seines Willens, und die Kraft seines Geistes?

Ein

in Versailles versicherte, man werde nächstens den König in Preussen gefangen nach Paris bringen! Das freut mich, erwiederte ihr eine andere Dame: denn so sehe ich auch einmal einen König! Auch erschien ein Epigramm auf Friedrich den Grossen um diese Zeit in Paris, worinn zwar gesagt ist, Friedrich sey der gröste Held und König; aber wo dann auch ziemlich weinerlich hinzugefügt wird: Ah que n'est-il Homme!

Man hielt eine Dame in Paris für die Verfasserinn dieses Epigramms. Wenn dieß ist, und wenn diese Dame noch lebt, so kann ich ihr doch wenigstens den zuverläßigen Trost geben: daß noch kurz vor dem siebenjährigen Kriege Friedrich der Grosse ihr auf eine sehr angenehme Manier das völlige Gegentheil ihres Epigramms hätte beweisen — können. Aber — für das wollen, kann ich ihr nichts verbürgen!

Ein Weichling war Er beynahe von Natur; und doch schon als Kronprinz ein decidirter Philosoph. Ihm eckelte vor dem kleinen Exercirwesen; seines Vaters, und so vieler Fürsten — Puppe! Als sein Vater einst rasch und tapfer, vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne, immer exerciren und wieder exerciren ließ, schrieb Er an Suhm: wir tödten uns hier mit Exerciren! und ein andermal: wir verlieren hier eine Zeit, die nie wiederkömmt, mit Nichtswürdigkeiten! Ein andermal nannte Er, auch in einem Briefe an Suhm, allen diesen militairischen Prunk, wahre Kindereyen! Mitten unter seines Vaters Revüen, und allem diesem ewigen Rechtsum und Linksum sehnte sich Friedrich der Grosse nach seinen Studien, nach seinem Weinberg, nach seinen Kirschen und Melonen.

Ueber Alles giengen Ihm seine Studien. Darum geizte Er, als Kronprinz, auf nichts als auf seine Zeit, und säete unablässig in sich selbst, für die Zukunft. Er begriff auch nicht, so elegant Er sonst damals war, wie man von Moden und

Weiberanzug, und Weiberkram sprechen, wie man mit solchen Kleinigkeiten so tief beschäftigt, immer die Langeweile auf dem Nacken haben, und doch den Tod fürchten könne. Das gewöhnliche Hofleben und Prinzenleben schien Ihm kein Leben.

Münnichs Siege über die Türken machten Ihn unruhig und unbehaglich auf dem weichen Polster seiner Philosophie. Mir däucht, in dieser Unruhe lagen die allerersten bemerklichen Spuren von Friedrichs künftiger Liebe für hohen Kriegesruhm. Aber Er zerknickte bald auch diese Spuren, und schrieb den 26. November 1737 an Suhm: „Ach Lieber! sagen Sie mir nichts von „Heldenanlagen, es sey denn in Absicht auf „Freundschaft! Gehöret zu einem Helden ein „gutes Herz; gilt Treu, gilt Menschlichkeit, eben „so viel, als des Siegers und Eroberers wilde „Kriegeswuth; vertritt die kluge Auswahl von „Menschen, die sich zu uns passen, jene erhabene „Geisteskraft, die grosse Plane erfindet; ist ein „guter Wille, ist Sanftheit, besser als die rast„lose Geschäftigkeit von Menschen, die geboren

„schei-

„scheinen, die Welt unter sich und über sich zu „werfen: o dann, und allein nur unter solchen „Bedingungen, bin ich ein Held! Aber aus „Güte und Sanftheit wird ein guter Bürger, „und kein grosser Mann; und darum bin ich auch „wahrlich nicht so eitel, um den geringsten An„spruch zu machen auf einen grossen Namen! „Lieber, o viel lieber, bin ich ein treuer Freund, „mitleidig für das Elend der Menschen; lieber „bin ich Mensch, da man es doch bloß dadurch „ist, daß man andern Menschen so viel Gutes „thut, als man in seiner Lage kann und vermag."

So schrieb Friedrich der Grosse, nur drey Jahre, bevor Er den Thron bestieg. Aber die Berliner wußten nichts von seiner moralischen Grösse. Sie hörten, Er gebe in Reinsberg artige Feste, Er liebe Mägdchen und Musik, Er habe einen schönen Fuß, Er tanze vortrefflich: und nun versprach sich ganz Berlin, bey Friedrichs Regierungsantritt, nichts als goldene Tage, immerwährende Feste, ewige Comödien, Opern und Redouten!

Ganz hatte Friedrich Wilhelm, sein Vater, diese Erwartungen nicht, als Er, auf seinem Sterbebette, zu der Königinn seiner Gemahlinn sagte: Na, Sie wird sich freuen, daß ich sterbe! Izt wirds lustig hergehen; aber denkt an mich, zulezt kommt doch Alles anders. — Ja wohl kam es anders! — Ein geborner Krieger war also doch Friedrich nicht; aber Er ward der tapferste und kühnste Krieger, und der erste Feldherr seines Jahrhunderts, weil Er es seyn wollte und mußte: also durch die Festigkeit und Allgewalt seines Willens.

Bey aller seiner Neigung zu einem gemächlichen Leben entsagte Er auch den allgemeinsten Bequemlichkeiten und Bedürfnissen desselben, denen niemand entsagt. Als König hatte Er keinen Schlafrock, keine Nachtmütze, keine Pantoffeln; in seinem Bette schlief Er nie anders, als mit dem Hut auf dem Kopfe.

Er klagte mir jämmerlich, indem Er sah, daß ich fror, über das kalte Clima von Deutschland; und sagte mir, Frost und Nässe sey Ihm immer

höchst

höchst empfindlich gewesen. Aber Er zog sich doch seine lezte tödtliche Krankheit hauptsächlich dadurch zu, daß Er bey dem lezten grossen Herbstmanoeuver in Schlesien vom Jahre 1785 bey grosser Kälte, und unter dem anhaltendesten und entsezlichsten Regen, viele Stunden hindurch, in seiner blossen Uniform, ohne Mantel oder Ueberrock vom früheſten Morgen an, vor der Spitze seiner Armee zu Pferde saß, und dann seine Mittagstafel, in seinen nassen Kleidern, mit allen seinen Generalen und allen vornehmen Fremden von allen Nazionen, in einer offenen Scheune hielt.

Eine fast übermenschliche Kraft übte Friedrich der Grosse in allen Dingen aus. Aber diese fast übermenschliche Kraft hatte dann freylich auch zur Folge, daß Er von seinen Ministern und Secretarien, Generalen, Soldaten, und Aerzten übermenschliche Dinge verlangte.

Die Preussen verstehen das Belagerungswesen nicht: so hört man oft französische und deutsche Officiere krähen! Friedrich hatte so gute

Ingenieurs (*), und so gute Artilleristen bey seiner Armee, als irgend eine Nazion in der Welt. Aber immer wollte Er, daß Wunder geschehen, und immer mit so wenigen Kosten als möglich. Immer strich Er die Hälfte der Hilfsmittel weg, die man gewöhnlich zu einer Belagerung braucht und verlanget. Vor Prag hatte Er, im Jahre 1757, auf dreyßig Meilen umher, keine einzige schwere Kanone! In Ollmütz lagen, im Jahre 1758, zwey Drittel so viel Oesterreicher, als Preussen vor Ollmütz; und an zwey Orten hatte die

(*) Ein Franzose, der unglückliche Ingenieur-Oberstlieutenant le Fevre, macht hier vielleicht eine Ausnahme. Er kommandirte die Belagerung von Schweidnitz im Jahre 1762, und versuchte da seinen glob de compression. Im Sommer 1771 baute Er eine Casematte in Neiß; als man die Stützen herausnahm, fiel sie ein, und schlug hundert und zwanzig bis hundert und dreyßig Mann todt. Die Casematte hatte zweyhundert tausend Thaler gekostet. Le Fevre kam in Arrest, und als der König in Schlesien eintraff, gab er sich mit einem Tischmesser neun Stiche in den Bauch, und sieben in die Brust. Der König ließ diesen Ingenieur auf den Schindanger begraben.

die Stadt Communication mit der österreichischen Armee! Alles unternahm Friedrichs riesenmässiger Geist, und es gelang Ihm, unzähliche Male, mit halben und Viertelkräften. Ach wie würde Er sich itzt freuen, wenn Er wüßte, daß der Herzog von Braunschweig in Holland, Batterien und Festungen sogar, durch eine Handvoll Cürassiere wegnahm, und mit Kanonen bewaffnete Schiffe durch Husaren!

Aber bey aller dieser fast übermenschlichen Kraft blieben die Privatneigungen des einsamen Weltweisen von Sanssouci doch immer sanft. Wo Er nicht Held und König seyn mußte, war Er so gerne Mensch. In der Musik, in der Malerey, in den Farben seiner Meublen sogar, liebte Er das Milde, das Gefällige. Geschmack für die grosse wirkungsreiche italiänische Malerey hatte Er bloß in seinem spätern Leben; aber Er hatte immer Eckel und Abscheu vor dem Schrecklichen in Gemälden que tant de Dames aiment à la falie. Er sagte: cela est peint pour des Bourreaux!

Auf

Auf eine fast unglaubliche Weise war Er in seinem Privatleben des Mitleidens fähig. Mit allen Zeichen der grösten Furcht und Angst sah man Ihn einst um Hilfe schreyen, und seine Hände ringen, indem man unter seinen Fenstern in Potsdam allzuschwach sich bestrebte, einem ins Wasser gefallenen Mägdchen zu helfen.

Aber solchen sanften Gefühlen gab Friedrich von Brandenburg nicht Raum, da zwey Drittel von Europa gewafnet, und nichts Kleineres, als gänzliche Vernichtung drohend, gegen den Einzigen aufstanden. Die Ehre seines Hauses, die Unsterblichkeit seines Namens, seine Rettung, als Alles für Ihn verloren schien, errang Er nicht durch Sanftheit und gute Worte. Ein schwer verwundeter Löwe reicht seinen Verfolgern nicht freundlich die Pfote!

Sophisten können sagen: que la bienfaisance éclairée qui organise vivisie les Empires, ne s'est point encore montrée sur le trône pure et sans mélange! Kalte und herzlose Politiker können die vielen Millionen Thaler verachten, die

Friedrich seit dem siebenjährigen Kriege seinen Unterthanen ausgetheilet hat; sie können sagen, Er habe hier dieß gegeben, um dann dort wieder desto mehr zu nehmen. Aber so sagen sie auch eine grosse Absurdität: denn Friedrich, der Vater seines Volkes, warf unter unzählige Arme, für so viele Verheerungen, Brandschaden und Ueberschwemmungen, wahrlich alle diese Millionen nicht aus, um nur etwa bloß seine Capitalien auf gute Zinse auszulegen!

Dieß und Alles, was die Feder eines grossen und geistvollen Ministers, mit Gewicht und Würde der Nachwelt erzählet, und ausser allen Streit gesetzt hat; Alles, was künftige Geschichtschreiber in unsterbliche Gemälde aufnehmen werden; Alles, was ein sehr beredter, und überall ins Grosse sehender französischer Krieger (*) seiner eigenen Nazion eben so heldenmüthig sagte, als Friedrich es that: dieß und Alles rühret und erhe-

(*) Ein grosser Mann, der Brigadier Graf von Guibert (Mitglied des im October 1787 zu Versailles errichteten Kriegsconseils, und Verfasser des neuen in

erhebet die Seele nicht mehr, als nachfolgende zwey Anecdoten voll Edelmuth und Milde, die ich für unumstößliche Beweise der sanften Gemüthsart des Königs halte. Diese zwey Anecdoten hat uns in Potsdam einer der Menschen auf Erden, die ich am meisten liebe und verehre, der Herr Obristlieutenant von Stamford, nunmehr Kammerherr des Prinzen Stadthalters, und würdiger Erzieher der zwey Prinzen von Oranien erzählet, und die, wenn sie auch schon anderswo sollten gedruckt seyn, ich doch gerne hier zu seinem Andenken aufhebe.

Eines Tages war der König allein in seinem Zimmer, im kleinen Schlosse zu Sanssouci. Ein Fenster war offen, und vor diesem Fenster lag eine Chatouille, voll in Papier gerollter Dukaten. Der König sah nicht, daß eben einer seiner Bedienten dichte vor dem Fenster vorbeygieng, aber

der

in Frankreich als ein Meisterstück bewunderten Reglements für dasselbe) in seinem auch der Aufmerksamkeit künftiger Zeiten würdigen Eloge du Roi de Prusse. Londres (Paris) 1787.

der Bediente sah, daß der König abwärts blickte, oder schlummerte. Also nahm er geschwind eine dieser Rollen voll Dukaten mit. Bald hatte indeß der König wahrgenommen, daß Ihm eine dieser Rollen mangelte. Also rief er einen seiner Kammerhusaren und sprach: Mir mangelt eine dieser Rollen mit Dukaten, und Ich will wissen, wer Mir diese Dukaten gestohlen hat? Der äußerst erschrockene Kammerhusar versicherte, er wisse hievon nichts, Seine Majestät irren sich vielleicht; es scheine ihm unmöglich, daß man diese Dukaten in Ihrer Gegenwart habe stehlen können! — Wenn du, versetzte der König, mir den Dieb nicht nennen kannst, so bleibst du für den Diebstahl verantwortlich! — Der arme, höchst betroffene Kammerhusar, stellt dem Könige vor, er könne für dasjenige nicht verantwortlich seyn, was in dem Zimmer des Königs vorgehe, wenn er nicht da sey. — Ich bin nicht ungerecht, sagte der König, aber du sollst deine Kammeraden kennen, und wissen, ob ein Spitzbub unter ihnen ist? Von diesem Augenblicke an spürte der

Kam-

Kammerhusar, unter allen Bedienten des Königs, dem Diebe nach, und es gelang ihm, den Dieb zu finden. Sogleich rief der König den Dieb herein, und sagte zu ihm: Spitzbube, du hast Mir eine Rolle mit Dukaten gestohlen, da hast du noch eine solche Rolle mit Dukaten: lauf, was du kannst, im Augenblick, hier zu meiner Thür hinaus; lauf weit weg aus meinem Lande, und komme nie wieder hinein; lauf, lauf, lauf, sonst möchten sie dich hängen!

Eben so milde und rührend ist die zweite Geschichte, die uns Herr von Stamford erzählet hat. Ein Kammerhusar des Königs hatte Ihm, nach und nach, zwanzigtausend Thaler gestohlen. Er hatte von verschiedenen in Berlin residirenden Abgesandten fremder Mächte Pension genommen, damit er ihnen alles wissen lasse, was er sehe und höre; Diese Treulosigkeit erfuhr der König, ließ den Kammerhusar kommen, verwies ihm sein Verbrechen, und sagte: Du bist ein Spitzbube an Mir geworden, zur Strafe mache ich dich zum Tambour. Der König verlanget

gleich

gleich einen Adjutanten, und befiehlt ihm, auf der Stelle diesen Kerl als Tambour anzusetzen. Der Kammerhusar geht weg mit dem Adjutanten, geht, unter dem Vorwand, daß er noch etwas auf seiner Stube hohlen wolle, nach seiner Stube, und tödtet sich mit einem Pistolenschuß durch den Kopf. Der Adjutant geht gleich wieder zu dem König, und macht hievon Rapport. Der König wird sehr unruhig, und fragt den Adjutanten: ach, sagt es mir doch, habe ich diesen Menschen auch wohl zu hart behandelt?

Friedrich der Grosse verdiente, nach solchen Thatsachen, zehnfach den Namen des nordischen Salomons. Auch hat Vestris, der Operntänzer in Paris, nur drey grosse Männer in Europa anerkannt: den König in Preussen, Voltaire, und sich! Aber Vestris war ein Narr, und der Satyr Voltaire ein Schurke; denn Voltaire hat gesagt: Er habe Friedrich dem Grossen den Ekelnamen (sobriquet) des nordischen Salomons gegeben, und er sey Ihm geblieben.

Eine eitle und infame Satyrsseele saugt Gift aus Allem, und kocht dann schaale Epigrammen aus diesem Gifte. Der Hündchen des Königs will ich indessen doch erwähnen, weil seine zwar etwas übertriebene Liebe für diese liebenden und treuen Thiere auch etwas Sanftes im Herzen beweiset. So treu und liebend, wie seine Hündchen, zeigten sich vielleicht dem König nicht immer alle Menschen. Vielleicht hatte Er sie darum auch so lieb. Immer sah ich zwey dieser Thierchen, kleine italiänische Windspiele, im Zimmer des Königs. Eins lag auf einem Stuhle von helleblauem Atlas immer neben dem König; das andere lag immer auf einem grossen Canapee von solchem Atlas. Sie regten sich nie, und gaben vor mir nie keinen Laut. Wenn der König zuweilen etwa nach der Mittagsmahlzeit, oder später nach der Terrasse vor seinen Fenstern sich bringen ließ, um da die Sonne zu geniessen, so ward auch immer ein Stuhl für eines dieser Windspiele, neben seinen Lehnstuhl, auf die Terrasse gebracht. Kein Fremder nahte sich auch,

um

um diese Zeit, der Terrasse, denn die Hündchen fiengen gleich an zu bellen. Der König, der Ruhe und Einsamkeit über Alles liebte, konnte izt nicht mehr leiden, daß ein Fremder, den Er nicht verlangte, sich seiner stillen Wohnung nähere, und Ihn izt auch nur von ferne sehe (*). Im Jahre 1785, als der König zum letztenmale nach der schlesischen Revüe reiste, war eines dieser lieben Hündchen sehr krank. Er befahl bey seiner Abreise, daß man Ihm jeden Tag eine Staffette nachschicke, mit der Nachricht von dem

(*) Unten an die Terrasse von klein Sanssouci durfte man deswegen auch schon lange nicht mehr kommen. In bessern Zeiten gieng der König da oft alleine: und mochte auch schon damals nicht, daß man Ihn sehe. Deswegen ließ Er vor die Brücke, wo man in den Garten zu dem Bassin, und an die Terrasse von klein Sanssouci kömmt, auf einer sechs Fuß hohen Säule von rothem egyptischen Porphyr das Brustsiück des Herzogs von Alba setzen, ein ganz abscheuliches Gesicht: damit, wie einst der König im Scherze zu Lucchesini sagte, Fremde, die Lust haben, in meinen Bezirk zu kommen, vor dem Gesichte des Herzogs von Alba erschrecken, und gleich umkehren.

Befinden des Kranken. Bey des Königs Rückkunft aus Schlesien war das Hündchen todt und begraben. Der König ließ es ausgraben, um es noch einmal zu sehen, verschloß sich den ganzen Tag, ließ niemand vor sich kommen, und weinte bitterlich. Von dieser Geschichte ist mir ebenfalls Herr von Stamford Gewährleister.

Wer diese Thränen misversteht, dem möchte ich wünschen: daß man Ihn, von seiner zärtlichen und vielleicht schwachen Seite, auch misverstehe!

Güte des Herzens, und alles, was sie mitbringet und wirket, ist doch, gesteht es mir, unsere höchste Seligkeit auf Erden. Witz und Laune, und jede höhere Geisteskraft, geben einen höchst unvollkommenen Genuß, wenn sie nicht begleitet sind mit Güte. Niemand fühlte dieß besser und schärfer, als Friedrich der Grosse. Eine erstaunende Menge Züge von himmlischer Herzensgüte sind in Berlin aufgehoben und gedruckt, sind itzt allgemein bekannt, werden wiederhohlet von Mund zu Mund, werden unvergeßlich

bleiben

bleiben in der Ewigkeit der Zeiten, und in dem Rufe grosser Dinge.

Aber wenn man die Unverschämtheit hatte, mit schaalem Witze, Plattitüden und Worspielen diesem König sich zu nähern: denn war Er nicht immer gut und duldsam, dann fertigte Er auch zuweilen derbe ab, oder kehrte euch, wenn es seine Würde foderte, den Rücken.

Friedrich der Grosse hat oft gesagt, man verfolget mich mit Plattitüden. Dieß widerfuhr Ihm in seinen letzten Lebensjahren, insonderheit und am meisten mit jungen Franzosen. Allen Glauben überstieg oft, wie mir der Graf Lucchesini versichert hat, ihre Vermessenheit. Einen Abend erzählte der König an Lucchesini: Heute ward mir ein französischer Officier präsentirt. Ich fragte: de quel Regiment étes-vous? Er versetzte: Sire, du Regiment de Roussillon autrement nommé Troussecotillon! — — Votre Serviteur, antwortete Ich, gieng hinaus, und ließ den Narren stehen (*).

Kleine

(*) Solche Insolenz glauben die Franzosen mit ihrer Höflich-

Kleine Seelen, ganze Dienerschaften kleiner Höfe, vom Reisemarschall bis zum Laufer und zum

Höflichkeit reimen zu können: denn zu beyden gehöret doch eigentlich nur französische Aisance.

Mit dieser Aisance sagte einst ein Franzose: le brave Comte de Saxe se lave si bien par sa valeur de la honte d'etre né Allemand!! — Mit dieser Aisance schickte, im Jahre 1741, ein Monsieur Simon aus Paris an König Friedrich den Zweyten einen Projet d'une Imprimerie à Berlin, worinn Er die Unverschämtheit hatte, zu sagen: Er wolle sich um Deutschland das Verdienst erwerben, in Berlin eine Buchdruckerey anzulegen!

Auf den Fittigen dieser Aisance verlangten drey bey Roßbach gefangene französische Officiere, die man aus Leipzig an meinen seligen Herzensfreund, den berühmten Sulzer in Berlin, empfohlen hatte: er möchte sie doch, nachdem sie schon lange in Berlin gewesen waren, dem Kronprinzen von Preussen, Vater des iztregierenden Königs, präsentiren. Sulzer hatte diesen unglücklichen Officieren schon viele Höflichkeit erzeiget; und so unschicklich Er auch diese späte Präsentation fand, so wagte er es doch, von dem Kronprinzen sich diese Gnade zu erbitten; denn Sulzer hatte die Ehre, Lehrer des iztregierenden Königs zu seyn, und daher auch gar sehr oft das Glück, den ganz ausnehmend liebreich und

zum Piqueur bücken, und bücken sich freylich in einem fort vor Serenissimo in den Staub, wenn dieß Serenissimo behagt, und gefällt. Aber solche schaale Complimente verlangte Friedrich der Grosse nicht. Er liebte in allem Unbefangenheit, Offenheit, Raschheit und Keckheit. Ehrlichkeit galt

bey

und gnädig für ihn gesinnten Kronprinzen zu sehen, und zu sprechen. Ob nun gleich der Kronprinz aller Ihm in Leipzig präsentirten Helden von Roßbach herzlich müde geworden war, so erlaubte Er doch Sulzern auch diese drey noch zu bringen. Sulzer setzte sich also mit ihnen in eine Kutsche. Auf dem Wege fragte einer: comment appelle-t-on le Prince Royal de Prusse? Sulzer sagte, Monseigneur, und zwischen durch, Votre Altesse Royal. Quoi, schrien alle drey Franzosen zusammen, jamais nous ne donnerons le titre de Monseigneur à un Prince de Brandebour! Quoi, schrie Sulzer, mit zusammen geballter Faust: vous donnés le titre de Monseigneur à vous foutus Evéques de France, et vous ne le donneriés pas au Successeur du plus grand Roi de l' Europe! Augenblicklich ließ dann auch der Philosoph Sulzer den Kutscher halten, und anstatt zum Kronprinzen zu fahren, schmiß Er, mit der grösten Aisance, die drey Helden von Roßbach zu seiner Kutsche heraus.

bey Ihm über Alles. Mancher Halbkopf oder Narr mag zwar sich auch dadurch haben verführen lassen, und mag dann auch übel angekommen seyn, zumal durch witzige Einfälle: die doch überhaupt vor einem König nichts beweisen, als Mangel von Sinn und Verstand, nichts als die Dummheit oder Narrheit des Kathederphilosophs, Schulmeisters oder Gecks, der es für erlaubt hält, daß man sich mit einem König messe!

Gut und nachsichtig war freylich Friedrich der Grosse, oft auf eine beynahe übermenschliche Weise; aber Er vergab seiner Würde nichts, auch nicht einmal in Sachen von Etikette.

Zwey Kammerherren des Pabstes, zum Exempel, ließen sich bey Ihm durch den General von Lentulus eine Audienz ausbitten. Der König ließ ihnen die Zeit wissen. Aber mein Landsmann Lentulus hatte entweder den König misverstanden, oder er wollte höflicher seyn, als der König, und setzte also hinzu: der König wolle, daß man die Kammerherren des Pabstes in seiner Equipage abhole. Königliche Equipage hatte nun freylich

mancher, und hatte, auch sogar ich, zu meinem beständigen Gebrauche in Potsdam; aber diese Equipage bestand in einer Kutsche aus dem königlichen Stall, die etwas schlechter aussah, als eine gewöhnliche Miethkutsche, und aus zwey königlichen Pferden, welche einst mit mir und meiner Frau, eine halbe Stunde vor Potsdam, im Sande stecken blieben. Doch auch nicht in einer solchen Epuipage, sondern in gar keiner, sollten nach der Meinung des Königs die Kammerherren des Pabstes abgeholet werden. Zum Unglücke verstand aber der Bediente des Königs den General von Lentulus eben so unrecht, als Lentulus den König. Man nahm also einen der prächtigsten königlichen Leibwagen, bespannte ihn mit sechs stolzen Pferden, holte so die Kammerherren des Pabstes ab, und fuhr, in diesem Staate, vor das Schloß zu Potsdam! Der König war eben am Fenster, und sah die zwey Italiäner triumphirend ankommen. Wer ist das, fragte der König? Es sind die zwey Kammerherren des Pabstes. Der König ärgerte sich

entsez-

entsezlich über diesen dummen Vorfall, und befahl, den Augenblick solle man den Wagen wegfahren lassen, und an dessen Statt einen gemeinen Miethwagen mit zwey Pferden holen, und diesen den zwey Kammerherren des Pabstes vor das Schloß hinstellen. Beym Weggehen von der Audienz des Königs waren die zwey Kammerherren des Pabstes wie versteinert, als sie — Santa Virgine — statt der prächtigen Leibkutsche des Königs da einen klaterigten Miethwagen sahen!! — Sie erkundigten sich nach dieser ihnen unerklärbaren Begebenheit bey einem Bedienten des Königs. Dieser sagte ihnen: es sey eine alte Etikette am preussischen Hofe, daß Männer ihres Standes in möglichst prächtiger Equipage zur Audienz gefahren werden, und in einem Fiacre wieder zurück.

Von Friedrichs berühmten Sarcasmen könnte ich viel erzählen. Ich würde diejenigen, die ich aus seinem Munde gehen hörte, alle erzählen, wenn sie der König auf mich abgeschossen hätte. Aber Er schoß sie ab (und man weis, wie Er

schiessen

schiessen konnte) auf Fürsten, auf Grosse, und auf Gelehrte.

Fürsten und Grosse können bisweilen, vielleicht, Sarcasmen vertragen. Aber für Gelehrte, deren Existenz so oft bloß von der Meinung abhängt, die man von ihnen hat, wären Friedrichs Sarcasmen tödtend. Duldsam und gütig, und oft sehr großmüthig, nahm Er indessen doch auch manche kecke, und manche gute Antwort auf. Nur konnte Er nicht leicht einen wizigen Einfall verhalten; und seine Erzählungen würzte Er, zumal bey der Tafel, sehr oft mit comischer Kraft und comischem Salze.

Bey der Tafel kam einst Friedrich der Grosse, in Gegenwart eines Herrn, der mit Ihm an der Tafel saß, und von dem ich diese Geschichte weis, auf die grosse Liebe, die vormals die medicinische Zunft zum äussersten Nachtheil ihrer Kranken für die eingeschlossene Luft in Krankenstuben hatte; aber ich dürfte fürwahr diese Geschichte hier nicht erzählen, wenn sie sich nicht lateinisch endigte. Kaiser Leopold, sagte der König, hatte

ein starkes Fieber; und weil man in jenen Zeiten für Fieberkranke nichts so gefährlich hielt, wie Luft, ward sein Zimmer hermetisch verschlossen, und jedem Lichtstrahl der Zugang versperrt. Nun kam, an einem sonst sehr schönen Morgen, der kaiserliche Leibarzt, auf dessen dumme Verordnung dieß alles geschah. Lange konnte er des Kaisers Bette nicht finden. Endlich gelangs. Aber nun war der Herr Leibarzt in grosser Noth, wie und wo er den Arm des Kaisers finden solle, um den Puls zu fühlen. Er betastete sehr bedächtlich die Bettdecke, das Bett, und den Kaiser, mit dem sichs izt nicht sprechen ließ, denn Er war ein sehr gravitätischer Mann. Endlich gelang auch dieß; und der Herr Leibarzt glaubte: nun habe Er den **Arm** des Kaisers! — Er zählte also, höchst aufmerksam und mit zusammengekniffenem Gesichte, die Pulse. Aber der Kaiser, über diesen unverschämten Misgriff erstaunt, brachte mit der höchsten Würde den dummen Leibarzt aus seinem Irrthum, indem Er pathetisch, bedächtlich und langsam zu diesem Esculap

sagte: hoc est membrum nostrum imperiale sacro-caesareum!

So erzählte Friedrich der Grosse oft an seiner Tafel, wenn Er bey recht guter Laune war. Aber einen der bittersten Sarcasmen, die Ihm je entgangen sind, mußte der französiche Gesandte, Marquis de Valori, (wenn ich mich im Namen nicht irre) in der Oper zu Berlin von Ihm hören. Alle Opernsänger waren schon auf dem Theater versammelt, und eben wollte man den Vorhang aufziehen, als der Vorhang sich anhakte, und nur so weit in die Höhe gieng, daß man die Beine der Sänger sah. Monsieur de Valori, Monsieur de Valori, rief der König ganz laut, nach der Loge des französischen Gesandten hinüber: sehen Sie da, das Ministerium von Frankreich, viele Beine, und kein Kopf!

Gelinde nahm aber dann auch der König manche naive, und manche mehr und weniger gute Antwort in seinen guten Zeiten auf, und zuweilen machten Ihm dieselben viel Vergnügen.

Eine

Eine Windmühle, die dem König sehr misfiel, stand dichte über der Orangerie zu Sanssouci. Er ließ darum dem Besitzer sagen, Er verspreche ihm ein sehr beträchtliches Geschenk an Gelde, und an einem andern Orte drey sehr schöne Windmühlen, wenn es ihm beliebe, dem König diese Mühle abzustehen. Trotzig und schnöde erwiederte der Windmüller: meine Windmühle hat mich und meine Kinder nun lange ernähret, und ich habe auch da eine schöne Aussicht; also will ich auf meiner Windmühle leben und sterben! Mit dieser Antwort begnügte sich der König, und der Müller behielt seine Mühle.

Einige Zeit nachher gieng der König mit einem seiner Günstlinge im Garten zu Sanssouci spazieren, sah nach dieser Windmühle, und sagte: mich ärgert, daß dieser Kerl mir seine scheußliche Windmühle nicht hat abstehen wollen. Der Günstling wußte, in welchem Uebermaaß der König Vergoldungen liebte, und erdreistete sich zu antworten: lassen Euer Majestät diese Windmühle

mühle vergülden! Der König erwiederte nichts auf diese Impertinenz.

Aber Er lachte herzlich, als Er einst einem seiner Baumeister (einem Holländer) gesagt hatte, Herr, er ist ein Esel; und der Esel ihm erwiederte: das muß ich seyn, um Alles zu tragen, was mir Euer Majestät aufladen!

Berlin hatte vormals in seinem grossen Umfange Wiesen und Felder, und wenn ich nicht irre, hatten damals sogar die Besitzer dieser unbebauten Ländereyen darauf noch die Jagdgerechtigkeit. Als daher der König zu dem französischen Gesandten, Herrn de la Touche, sagte: wenn ich die Plane von Paris mit den Planen von Berlin vergleiche, so däucht mir, Berlin könnte wohl so groß seyn, als Paris; antwortete der Gesandte sehr treffend, und zur Belustigung des Königs: Ja Sire, aber man erndtet nicht in Paris!

Einen vortreflichen Staatsminister hatte der König an dem Freyherrn von Münchhausen. Ich habe das Glück gehabt, diesen seltenen Mann, in

Berlin, oft in seinem Hause zu sehen. Er hatte eine ausserordentliche Gelehrsamkeit, einen durchdringenden Scharfsinn, der mir immer, auch zumal durch sein ganz italiänisches und beynahe jesuitisches Gesicht auffiel; eine bewährte Rechtschaffenheit, und eine grosse Kraft des Charakters, die zumal gegen den König sehr oft Widerstehungskraft ward; aber Münchhausen blieb doch Minister bis an seinen Tod. Einst glaubte der König, Münchhausen verschiebe, aus Hang zum Pietismus, die Vergebung der Abtey Klosterbergen. Höchst unbillig war dieser Verdacht; denn Münchhausen war ein Mann von aufgeklärter Frömmigkeit, also kein Schwärmer. Dessen ungeachtet äusserte ihm einmal der König bey der Tafel seinen Verdacht. Nachdem er diesen braven Minister lange und mannigfaltig mit Spottreden gequälet, die Ihm aber Münchhausen auch alle dürr und lakonisch beantwortete, sagte endlich der König: Herr von Münchhausen, Sie sind wohl gar ein Herrnhuter? Nein, Ihro Majestät, erwiederte der aufs Aeusserste beleidigte

und

und aufgebrachte Minister; aber ich bin ein Cavalier?

Weltberühmt ist die sarcastische Antwort des englischen Gesandten im siebenjährigen Kriege Herrn Mitchel, auf die Frage des Königs: Ist der liebe Gott auch euer Allirter? — Aber vielleicht weis nicht jedermann, daß, dessen ungeachtet, der König kaum jemals einen Menschen mehr geliebet hat, als diesen Herrn Mitchel: und daß Er auch eben so von Mitchel, einem äußerst trefflichen Manne, geliebet ward. Mitchel, ein Herzensfreund meines Freundes des seligen Sulzers, war aber nicht ein Schweitzer, wie man mir einst in der Schweitz hat behaupten wollen, sondern ein Schottländer von Geburt. Er begleitete während des siebenjährigen Krieges den König durch alle Gefahren. So sehr gerne hatte ihn der König bey sich, daß Er oft viele Wochen nacheinander, wie zum Exempel in Freyberg, mit niemand aß, als mit Mitchel. Kurz vor der siegreichen, und so sehr zur guten Stunde gelieferten Schlacht bey Liegnitz war der König,

wie man weis, in der alleräußersten Gefahr. Drey Armeen von Oesterreichern und Russen standen dichte vor Ihm. Alle Menschen glaubten, nun sey das Ende der schrecklichen Tragödie da, die halb Europa mit Friedrich dem Grossen spielte, und das man izt so gierig erwartete. Ich weis es aus dem Munde von Sulzer, und aus dem Munde des Herrn von Cat, der damals, als Lecteur des Königs, beständigen und freyen Zutritt in das Zelt des Königs hatte, daß Friedrich schon darauf dachte, seine Kanonen vernageln zu lassen, und daß Er Mitcheln dringend wie Cato seine Freunde zu Utica bath, sich von Ihm zu entfernen! — Mitchel, der freylich auch glaubte, Alles sey verloren, verbrannte alle seine Papiere; aber, wie recht war, Er verließ einen solchen König nicht.

Eines Korporals höchst sublime und höchst rührende Antwort, die tausendmal nachgedruckt, und zehntausendmal wieder erzählet zu werden verdient, borge ich aus denen in Berlin gedruckten, und wie man für gewiß versichert, daselbst

von

von einer schönen Dame gesammelten Anecdoten und Charakterzügen aus dem Leben des Königs, um sie hieher zu stellen. Der König erfuhr, daß ein Korporal von seinem Leibregimente, ein junger, schöner und sonst braver Mann, aus Hange groß zu thun, eine Uhrkette trage, und an dieser Kette hänge statt einer Uhr, eine Bleykugel. Er wollte dieß selbst sehen, und gleich ward etwas verabredet, wodurch der Korporal dem Könige aufstossen mußte. Apropos Korporal! rief ihm der König zu, Ihr müßt doch ein braver Kerl seyn, daß ihr euch von eurem Solde eine Uhr erspart habt?

Korporal. Brav schmeichle ich mir zwar zu seyn, aber die Uhr hat nicht viel zu bedeuten.

König. (die goldene mit Brillanten besetzte Uhr herausziehend) Meine Uhr zeigt fünf; wie viel die eurige?

Korporal. (mit Zittern seine Bleykugel am Uhrbande herausziehend) Ihro Majestät! Die meinige zeigt mir weder fünf noch sechs; aber

doch zeigt sie mir klar den Tod, den ich für Euer Majestät einst sterben werde.

König. Damit ihr auch täglich eine von den Stunden sehen möget, in der ihr für mich sterben werdet, so nehmt diese Uhr.

Kein gekröntes Haupt mit einer schönen Seele würde nicht gerne für ein solches Wort eine goldene mit Brillanten besetzte Uhr hingeben; und doch muß vor allzugrosser Neigung zum Wohlthun und übermäßiger Herzensgüte niemand in der Welt sich mehr hüten als gekrönte Häupter. Menschenunvernunft geht nirgends so weit als im Bitten. So stockdumm ist vielleicht der Mensch in keinem Falle, als in der Unbeschränktheit und Unermeßlichkeit seiner Bitten, Foderungen, Anmassungen, Zudringlichkeiten und Wünsche, wenn er einmal weis oder wähnt: daß Kaiserinnen und Kaiser, Königinnen und Könige, gerne geben und gerne wohlthun. Fürchterlich, und weder zu bedeuten, noch abzuschrecken, noch zu bezähmen ist, zumal in Deutschland, diese alle Schranken zu Boden

tretende, und alle Hindernisse überflügelnde Dummheit: wie ich, leider! aus häufiger Erfahrung weis.

Aber Güte des Herzens ist auf dem Throne dennoch eine anbethungswürdige Eigenschaft, so jämmerlich man sie auch mißbraucht, und so leicht man sie auch vergißt, wenn sich der königliche Wohlthäter dem Grabe nähert. Es ist darum, wie mir däucht, ein Grundsatz, und eine beständige Verhaltungsregel bey Friedrich dem Grossen gewesen, den Menschen nie ganz, und bey weitem nicht immer bemerken zu lassen, wie gut Er war. Oft verschloß Er, viele Jahre, in seinem Herzen, die beste Absicht, einem Manne von Verdienst zu helfen, ihn zu heben, und ihn zu belohnen, und half ihm nicht, und hub ihn nicht; aber dann kam Er auch unversehens, und that oft mehr, als man erwarten konnte und durfte. Sodann wußte Er auch gar zu wohl, wie viel mehr oft ein Monarch durch Furcht gewinnt, als durch Liebe. Er sah zu tief in die menschliche Natur, um nicht zu wissen, daß die äußerste Anstrengung, der höchste

Dienst-

Diensteifer, den Er in allen Dingen verlangte, durch Liebe, auf die man in keinem Falle bey allen Menschen zählen kann, nicht so hervorgebracht wird, wie durch Furcht, die jeder Mensch hat, unter einem solchen Gewaltsauge. Ein Minister, der Ihm viele Jahre gedienet hatte, gestand oft, daß der König, mit dem er unzählige Male über Geschäfte gesprochen, nie einen ungnädigen oder unhöflichen Blick auf ihn warf, und doch habe er jedesmal gedacht, wenn sich die Thür Friedrichs des Grossen vor ihm öffnete: heute komme ich vielleicht um Ehre, Amt, und alles menschliche Glück. Aber das schlimmste, fürchterlichste und bitterste, was doch alle Minister Friedrichs, in jeder Stunde, von Ihm zu befürchten hatten, war die Frage: Croyés-vous que j'ay besoin de vos yeux pour voir?

Friedrich der Grosse war viele Jahre hindurch der Freund von manchem Menschen, der sich vielleicht seines Todes freute. Für Menschenbeobachter in Monarchieen ist kein Zeitpunkt so merkwürdig, wie derjenige, da der Abend der einen

Sonne

Sonne kömmt, und da der Glanz der andern dem Horizont sich nähert. Leute aus den höhern Ständen, die Friedrich dem Grossen Alles zu verdanken hatten, sah man in Berlin blaß um die Nase werden, wenn sie nur etwa hörten: der König habe gut geschlafen; oder wenn sie vollends befürchteten, die Motten möchten in ihre längst gekauften Trauerkleider kommen! — Viele Dinge dieser Art empörten mir Kopf und Herz, weil ich doch in Potsdam einige Beyspiele von der Möglichkeit des edelsten Benehmens in dieser äußerst delikaten Lage sah; und weil ich fest glaube, wenn eine vernünftige und redliche Seele sich der aufgehenden Sonne gefällig machen wolle, wenn sie hoffen darf, sich Achtung bey einem Thronfolger zu erwerben, so sey dieß das untrüglichste Mittel: daß sie mit allen ihren Kräften und Neigungen, mit aller ihrer Redlichkeit, und aller ihrer Treue sich dem Monarchen hingebe, und opfere, der nun einmal noch auf dem Throne sitzt.

Aber durch ganz Europa kommen die Köpfe der Hofleute, bey solchen Veranlassungen,

mehrentheils in Verwirrung. Die beständige Furcht, in dem einen Falle entweder aus dem Sattel geworfen zu werden, oder in dem andern gar nicht in den Sattel zu kommen, macht solche Menschen doppelzüngig, und oft zu wahren Verräthern. Sie verdränget in Köpfen und Herzen, die nicht so groß und so gut sind als ihr Adel, alle Rechtschaffenheit, und alle wahre Grösse der Seele, alle Festigkeit in Denkart, und Gesinnungen. Hofluft ist immer ein wenig pestilenzialisch. Da werden die stärksten Köpfe schlaff und schwach; da schwindet oft der edelste Hochsinn, und jede anderswo geprüfte Kraft; da verwandelt sich kriegerischer Muth in politische Weichheit, die größte Entschlossenheit in weibische Zweifel; da wird die Mannheit entmannt; da spricht der verworfenste Bösewicht von Redlichkeit, von Treu, von Ehre; da lügt jeder Tropf, jeder Wurm, und jede Gans, Gefühle, die sie nicht haben, weil solche Familien keines haben, als für ihr Interesse.

Solche Höflingsseelen, solche Ames eunuques handeln indessen doch immer kleinlich und furchtsam, und wenden und drehen sich doch immer nach dem Auge, das über alle wachet. An den kleinsten Höfen Deutschlands sogar, wo man doch nur wenig zu gewinnen, und wenig zu verlieren hat, ist heute der Höfling ein Atheist, und glaubt morgen an Jesus Christus, an Lavater, und den Teufel. Dieß ist ihm Alles einerley: denn Er glaubt und spricht nie anders, wie Seine Durchlaucht! — Solcher Hofgeist wird aber doch oft durch kriegerischen Geist verdränget, und in seine finstere Höhle zurückgescheucht, zumal an grossen Höfen, wo immer grosse Dinge zu denken und zu thun sind. Es ist doch ein himmelweiter und zermalmender Unterschied zwischen einem alten Officier von spartanischem Muthe, der eben so viele Erfahrungsweisheit in der Kriegskunst hat, als Keckheit, Offenheit, Redlichkeit, Rechtschaffenheit und Treue in seinem ganzen Betragen: und einem schleichenden, heuchlerischen, süßlichten, ränkevollen Hofwurm, hinter dessen glatter und glän-

glänzender Außenseite nichts stecket, als Arglist und Trug, Niedrigkeit und Schande, Feigheit und Schwäche. Furchtbar ist darum auch für den glücklichsten Schurken ein Monarch, der groß, gut, treu, und weise denket, thätig und arbeitsam ist, sein Volk liebet, seine Armee ehret, und nur gute und grosse Menschen um sich her zu haben verdient. Böse Handlungen werden unter seinen hellsehenden Augen, auch von dem feinsten Betrüger, nur mit Zittern begangen; und weit weniger wird da der Höfling irgend einer Art von Verdienst den Weg verrammeln, oder irgend einen dem Monarchen einmal bekannten grossen Kopf aus seiner Atmosphäre wegbeißen.

Aber man schließe, um Gottes willen nicht, von den unedeln Gefühlen, und der so ganz ursprünglich, und von jeher unedeln Art und Natur einiger Hofleute, auf die Gefühle einer ganzen Nazion. Das brandenburgische und preussische Volk bewies von jeher seine Liebe und seine Bewunderung für seinen grossen Friedrich, auch

wenn

wenn es unter Lasten seufzte, die der Vater und Vertheidiger eines Staates nie ganz wegnehmen kann. Als die Nachricht erscholl, Friedrich sey nicht mehr — verschwand unter dem Gewichte der allgemeinen Traurigkeit das Gefühl von allen kleinen Beschwerden, unter welchen zuweilen die Liebe der Unterthanen Friedrichs erkaltete. Jeder vergaß izt sich selbst, und überließ sich ganz dem Strome des öffentlichen und allgemeinen Trübsinns. So sehr als das ganze brandenburgische Volk den neuen König liebte, wünschte, und einstimmig verlangte; so sehr es auch izt fühlet und sieht, wie liebreich und edelmüthig Friedrich Wilhelm der Zweyte seinen Scepter führet, und wie schonend, wie weise, wie groß und gewaltig Er neuerlich für die Ehre und Rechte des Hauses von Oranien und seiner grossen Schwester, das Schwert ergriff: so sah man doch bey Friedrichs Leichenzuge in Potsdam, wie unmöglich es ist, einen rechtgrossen Mann zu vergessen.

Bis an seinen Tod blieb Friedrich der Grosse, wie jede grosse Seele auf dem Throne, immer fest,

und

und in sich selbst gewurzelt, immer sich selbst gleich an Grösse und Güte.

Darum blieb Er auch da sich gleich, wo Er unrecht hatte. Ehrwürdige Theologen fragten mich gar sehr oft, ob denn doch der König, auf seinem Krankenlager, nicht endlich in den Schooß der Kirche getreten sey; ob Er mir niemals irgend eine Abänderung, oder einen Zweifel, in Absicht auf seine Religionsgrundsätze geäußert; ob Er seinem Unglauben getreu geblieben sey, bis in den Tod? — Es hat mir leid gethan, daß ich allen diesen ehrwürdigen Männern antworten mußte: Der König habe gar nicht an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt, habe an die christliche Religion, noch ganz kurz vor seinem Tode, eben so geglaubt, wie von jeher an Aerzte und Arzneykunst!

Aber am Laufzaum hat der König die Berliner nur in Absicht auf freyen Untersuchungsgeist geführet, und niemals in Absicht auf Unglauben und Unsittlichkeit. Eine höchst verehrungswerthe, und dann auch zuweilen bis zum äußersten Ueber-

muth

muth getriebene philosophische Freyheit im Denken, herrschte seit 1740 an den Ufern der Spree. Der König wollte, daß man denke; aber Er verboth sich selbst alle Herrschaft in Dingen, wo ein edler Mensch keinen Zaum leidet. Er predigte Freyheit; und alles artete in Ungebundenheit aus, bey Hofleuten, Grossen, und Bürgern, in Denkart, in Sitten, und im Glauben — dessen sich Friedrich der Grosse nie bemächtigen wollte. Unchristenthum ward Mode, und Deismus guter Ton. Eine bescheidene Freyheit wollte der König; die Aufklärer des Glaubens und der Sitten trieben Alles bis zur zügellosesten Frechheit. Aufklärung ward in Berlin, was neuerlich Patriotismus in Holland. Die aufgeklärten Männer sträubten sich gegen allen Geisteszwang, die aufgeklärten Weiber gegen allen Zwang ihrer Herzen. Unter den Augen ihrer Gattinnen, ließen sich jene am hellen Morgen ein paar Freudenmägdchen ins Haus holen: eben so unbefangen, wie sich der Pöbel eine Bouteille Wein, oder für einen Groschen Schnupftaback holet.

Die

Die Weiber krönten dann ihre Männer, nicht etwa nur aus Lust und Liebe zur Sache, sondern aus lauter Freude und Enthusiasmus über das Licht der allgemeinen Berlinischen Aufklärung. Viele sonst übrigens sehr ehrbare und sehr gutherzige Damen machten ihre Männer zu Hahnreyen, weil sie Deistinnen (*), das ist, Damen von

(*) In Paris giengen vormals, aus gleichen Beweggründen, die Damen von grosser Aufklärung doch etwas weiter als in Berlin. Vor etwa dreyßig Jahren, als es in Paris auf eine Weile zum guten Ton gehörte, unter der Herrschaft einer Secte sogenannter Aufklärer zu leben, war nicht etwa nur Deismus, sondern Atheisterey unter den Damen in Paris Mode. Manche kam dadurch in grosses Ansehen, und erhielt viel Lob in manchem Buche. Durch den Tod einer derselben verfiel sogar die französische Litteratur in einen Zustand von Nacktheit, denn mehr als zweyhundert Pariser Gelehrte erhieten jährlich von dieser Dame, zum Beweise ihrer Aufklärung, jeder ein Paar schwarze sammtne Hosen! Sie that aber auch noch mehr als das; denn sie bewies ihre grosse Aufklärung durch ihre Soupees; und gab jede Woche eins den Künsten, eins dem Witze, und eins für Atheisten! Jene Parisischen Aufklärer waren damals äußerst darauf erpicht,

von grosser Aufklärung waren. Ehescheidungen und Weibertausch, wurden eben so gewöhnlich in Berlin, als in den verdorbensten Zeiten des alten Roms. Die aufgeklärtesten Weltleute erlaubten sich zuweilen nackte Tänze. Kostbare,

uner-

erpicht, ihre Secte zu vergrößern. Sie machten Jagd, nicht etwa nur auf Weiber, sondern auf jeden jungen Menschen von Talenten, der aus den entferntesten Provinzen Frankreichs nach Paris kam, und flugs lag ihnen auch jeder in der Falle. Leise, sittsam und voll Anstand, waren übrigens diese Aufklärer beynahe in ihrem ganzen Betragen. Sie predigten nichts mit Wuth, als die Toleranz. Aber ärger wie sie, machten es doch, wie gewöhnlich, die Pariser Damen, weil die Atheisterey sich gar zu gut zu ihren Sitten paßte. Eine sehr verbuhlte Dame, aus der Familie der in Deutschland nur zu beliebten Frau von Warens, sagte daher einst zu einem Schweitzer von meiner Bekanntschaft, einem jungen und sehr schönen Offizier: Es ist kein Gott! — Madame! erwiederte dieser: Sie haben zwey oder drey Liebhaber, aber daraus fließet noch nicht, es sey kein Gott; denn haben Sie auch wechselsweise, immer einen von diesen Herren bey sich im Bette, so beweiset das, wenigstens mir nichts, gegen das Daseyn Gottes!

unerhörte, und vielleicht anderswo beneidete Anstalten zum Unzuchttreiben errichtete man für alte, fette und wohlgenährte Damen von grosser Aufklärung. Berlinische Prediger (die ersten und vorzüglichsten Prediger von Europa) wurden auf Weinschenken ausgelacht, weil sie noch in der Dämmerung lebten, das ist, weil sie noch an die Religion Jesu glaubten. Auf Dorfkanzeln sogar krähte man den Deismus aus. Da traten junge geistliche Herren auf, mit den Brosamen, die sie als Hauslehrer von ihres gnädigen Herrn Tische in Berlin aufgefangen. Sie verlachten das Consistorium, schmissen mit Mantel und Kragen allen Priesterstand weg, und predigten im Zopfe: freylich nicht wie Kapuziner, aber so ungefähr doch, den Zopf mitgerechnet, wie deistische Korporale! So wurden die Städte, und allmählig auch das Land aufgeklaret. Aber nirgends gieng die Aufklärung, vermuthlich aus Hofnung zum Avacement, so weit wie in Potsdam. Da waren die deistischen Grundsätze so allgemein,

und

und die Aufklärung (*) so groß, daß in Potsdam allein, wie mir Officiere aus der Suite des Königs versichert haben, in den lezten zehn Jahren dreyhundert Menschen sich selbst ermordeten.

Die-

(*) Außer dieser schon alten berlinischen und potsdamischen Aufklärung giebt es anizt überall in Deutschland noch viele andere, nagelneue Arten von Aufklärerey und von Aufklärern. So gefährlich als jene, sind nun freylich diese Aufklärer nicht, aber lächerlich sind beynahe Alle. Darum vergeht mir so oft der Respect für das Wort bey der größten Achtung für die Sache.

Kleine Philosophen giebt es, zum Exempel, nach gerade in mancher kleinen deutschen Stadt, die fast nichts, als unsere Journale und Zeitungen lesen, und dann doch ihr Lichtlein herumtragen in allen Gesellschaften, und mit klein und ewig gerümpfter Nase, und prutziger Stellung ihrer Füsse, immer von Aufklärung sprechen; und dann immer über ihre kleinen Achseln schnippisch und schnöde, und mit höhnender Dreistigkeit auf alle Menschen hinabsehen, die noch in der Dämmerung leben: das ist, die noch vollends so weit zurück sind, daß sie das Illuminatenwesen verlachen!

Solcher kleiner Hochsinn gründet sich, zum Exempel in Niedersachsen, immer auf Mode, oder alles, was da Mode zu werden beginnt. Keiner von

Diesen berlinischen und potsdamischen Unfug muß man dem Könige nicht zurechnen: denn was seine Unterthanen durchaus wollten, und Er nicht ändern konnte, das ließ Er gehen. Als daher einst die Prediger in seinem Fürstenthum Neufchatel sich wegen der Ewigkeit der Höllenstrafen in den Haaren lagen, und die meisten von diesen ehrwürdigen Herren für die Ewigkeit dieser Strafen stimmten, auch bey dem Könige schon für die

zeit=

unsern halbgebildeten jungen Herren will das seyn, wozu ihn die Natur oder sein Amt gemacht hat, sondern immer nur das, wozu ihn die Mode verleitet. Als Kunstkennerey unter uns Mode gewesen ist, waren alle unsere jungen Herren nach der Mode, wenn sie auch kein einziges Kunstwerk in ihrem Leben gesehen hatten, Kunstkenner. Als Empfindsamkeit unter uns Mode gewesen ist, würzten alle unsere jungen Herren mit eiskalten Herzen alle ihre Reden mit dem haut goût der Empfindsamkeit. Als Freymaurerey, und dreyfache Dreyeinigkeit unter uns Mode gewesen ist, wurden sie alle Freymaurer; und itzt, da Aufklärerey (das ist, verbessert seynsollende Freymaurerey, oder das Illuminatenwesen) endlich auch in Niedersachsen zu grassiren anfängt, sind alle unsere Knaben — Aufklärer!

zeitliche Strafe der an die Barmherzigkeit Gottes glaubenden Ketzer supplicirten; erwiederte König Friedrich: **Ich habe nichts dagegen, wenn sich meine Unterthanen von Neufchatel wollen ewig verdammen lassen!** Und so dachte wahrscheinlich Friedrich auch über die berlinische Aufklärung.

Aber König Friedrich Wilhelm der Zweite mußte kommen, um den Aufklärern Berlins zu sagen: **Bis hieher, und nicht weiter.** — Noch freundlicher, als einst Kaiser Julian an die Antiochener, schrieb dieser aufgeklärtere und weisere Monarch an den Präsidenten von Seidlitz in Breslau: „Auch Ich hasse allen Gewissenszwang, „und lasse einen jeden bey seiner Ueberzeugung. „Das aber werde ich nie leiden, daß man in „meinem Lande die Religion Jesu untergrabe, „dem Volke die Bibel verächtlich mache, und das „Panier des Unglaubens, des Deismus und „Naturalismus öffentlich aufpflanze.“ Höchst verehrungswürdige Gesinnungen, und lichtvolle Grundsätze einer äußerst vernünftigen Religon,

bezeugte und beschwur öffentlich in Berlin vor Gottes Altar Friedrich Wilhelms des Zweiten geistvoller Sohn, und muthiger Thronerbe.

Zu Friedrichs des Grossen Zeiten hatte dieß Alles keine Regel, keine Vorschrift, keine Grenzen, und keine Schranken: denn man weis, wie Er über Religion dachte. Mehr als einmal äußerte Er mir die Grundsätze, die überall von Ihm aus den Werken des Weltweisen von Sanssouci bekannt sind. Etwas anderes erwartete ich auch nicht. Aber seit der Bekanntmachung dieser Werke hatten sich seine philosophischen Religionsgrundsätze verschlimmert; denn Lucchesini hat den König vom Atheismus zum Deismus zurückgebracht, und das war Alles, was ein Mensch auf Erden konnte und vermochte. Sehr unerwartet war mir deshalb, daß einige Zeit hindurch, bevor ich nach Potsdam kam, und während der Zeit, da ich in Potsdam war, der König mehr, als sonst seit vielen Jahren von Sachen des Deismus sprach. Gewöhnlich gab

Er zwar vieles nicht zu, das doch ein Deist zugiebt; und nun wiederholte Er sehr oft seine alten Meinungen, und schien doch bisweilen ziemlich ernsthaft wissen zu wollen, ob man auch etwa vielleicht die Sache nicht anders nehme? — In soweit könnte man denken, der König habe in seinen lezten Tagen über diese Punkte doch etwas geschwanket. Aber ganz zuverläßig weis ich doch, daß Er zwar alle Einwürfe, die man Ihm machte, geduldig anhörte, aber doch am Ende von seinen felsenfesten Meinungen, Gesinnungen und Entschlüssen sich nichts abdingen ließ. Etwas, das nur wenige Menschen wissen, will ich hier nur mit einem einzigen Worte berühren: die Unsterblichkeit der Seele, und die christliche Religion glaubte Friedrich der Grosse zuverläßig nicht; aber vielleicht war Er, hie und da, ein wenig abergläubisch.

Aeußerst nachsichtig und tolerant blieb der König in seinen lezten Tagen gegen Leute, die nicht nur etwa über Religion anders dachten als Er, und Ihm dieß sagten; sondern duldsam und

gütig

gütig war Er auch in Absicht auf wütende oder gar wahnsinnige Christen. Noch in seinen lezten Tagen gab Er ein grosses Beispiel von Duldsamkeit in Absicht auf einen Menschen, der es versuchte, Ihn mit Gewalt in seine Kirche herein zu reißen. Eben in der Zeit, als ich die Ehre hatte, bey dem Könige zu seyn, fand sich einst des Morgens frühe unter den Briefen, die eben eingekommen waren, und die der König seinen geheimen Kabinetsräthen übergab, einer, der diesen Herren so comisch auffiel, daß sie ihn dem Könige mit Haut und Haar überreichten. Er war nicht unterschrieben; und hätte sich aber auch der Schreiber des Briefes genannt, so hätte der König höchstens ihm etwa durch einen gutmüthigen Scherz geantwortet. Der Mann schrieb ungefähr wie Obereit, aber doch mit weit mehr Milde. Er stellte Seiner Majestät dem Könige allerunterthänigst, aus wahrer Liebe, und innigem Gewissensdrange vor: welcher Unchrist Er gewesen sey, sein ganzes Leben lang. Noch sey es Zeit, daß Er sich bessere und bekehre.

Aber — da Er schon einen Fuß ganz im Grabe habe, und den andern halb; so sey die höchste Eile nöthig, wenn Seine Majestät nicht dahin fahren wollen, wo ewiges Heulen und Zähnklappen sey, und wenn Sie nicht wollen in der Hölle gebraten werden in alle endlose Ewigkeit! — Am Abend dieses Tages schenkte der König dem Grafen Lucchesini diesen Brief, und sagte: Voyés comme on a soin de mon ame (*)!

Le

(*) Ich war in einer grossen Gesellschaft von Hofleuten und Officieren des Abends im Hause des Grafen Lucchesini, als der Graf von Sanssouci kam, und uns allen diesen Brief zeigte. Er ward von einem Officier laut der ganzen Gesellschaft vorgelesen, und wir lachten alle herzlich. Die Damen, die Hofleute, und die Officiere, waren alle einstimmig, daß ein Prediger diesen Brief geschrieben habe! — Es ist unmöglich, sagte ich, daß sich in allen preußischen Staaten ein Prediger finde, der einen solchen Brief schreiben könne; ein Stocknarr hat ihn geschrieben. Als ich hierauf am nächsten Morgen nach Sanssouci kam, erzählte ich Herrn Schöning, dem Kammerhusar, diese Geschichte, und fragte ihn: Ob er sich nichts zu erinnern wisse, woraus sich etwa der Verfasser dieses Briefes errathen ließe?

Herr

Le verre à la main sagte Friedrich der Grosse bey der Tafel über den Tod oft lustige Sachen. Aber seine Briefe an d'Alembert, aus den Zeiten, da dieser Weltweise fühlte, daß er dem Tode nahe war, enthalten sublime Trostgründe, voll der edelsten stoischen Philosophie, gegen die Todesfurcht.

Mein Freund Lucchesini fragte mich indessen in Potsdam: wie man auch allenfalls den König gegen die Abneigung für den Tod trösten müßte, da doch von allen Trostgründen dessen, der an Unsterblichkeit der Seele glaubt, keiner bey Ihm gelte? — Trösten Sie Ihn, sagte ich, mit der

Un-

Herr Schöning besann sich, daß etwa vor vier Wochen ein wahnwitziger Prediger, von der äußersten Grenze Preussens, zu Fuß, nach Sanssouci gekommen sey; und durchaus verlanget habe, den König wegen einer Angelegenheit von der höchsten Importanz zu sprechen! — Herr Schöning, der alle Zeichen des Wahnwitzes an diesem armen Manne bemerkte, und dabey wußte, wie scheu der König vor solchen Leuten war, wagte es nicht, den Mann zu melden, sondern beredete Ihn mit Geld und guten Worten, nach seiner Heimat zurück zu gehen. Höchst wahrscheinlich war dieser wahnwitzige Prediger der Verfasser dieses Briefes.

Unsterblichkeit seines Namens, mit dem unauslöschlichen Andenken alles Grossen und Guten, das Er that und wirkte, und das noch lange nach seinem Tode wirken wird. Den Tod fürchtet der König nicht, wie Er mir selbst gesagt hat, und wie ich es Ihm glaube; aber Er ärgert sich über den Tod, ist über ihn böse, möchte ihn mit der Faust wegschlagen! — Lassen Sie Ihn also bis an sein Ende die Unsterblichkeit seiner Seele läugnen; denn über diesen Punkt bekehren Sie Ihn nicht, und werden Ihn, da Sie dieß so oft unnütz versuchten, nie überführen! Aber sagen Sie Ihm laut, rasch, und keck: Er habe alles Grosse gethan, was kein König vor Ihm, in solcher Lage, vermochte und that; und nun habe Alles zu tief gewurzelt, um nicht bis in die späteste Zukunft zu gedeihen. Sagen Sie Ihm laut, noch wenn Er in seinen letzten Zügen liegt: **Nie, nie, nie, wird Preussens Adler fallen.**

Weichgeschaffene und erhabene Seele; Wunder des achtzehnten Jahrhunderts; Weltweiser; Gesezgeber; Held und Ueberwinder; König, von dem nie-

niemals keine Zeit schweigen wird; von dessen Namen sie schon itzt die Mischung weggenommen hat, womit Neid und Bosheit das reine Gold der wahren Grösse verfälschen: Deine sterbliche Hülle dort in Potsdam ist nicht das Einzige, das von Dir bleibt! — In den Wohnungen der Unsterblichen bist Du itzt bey deinem Marcus Aurelius. Und ich, indem ich diese Blätter in die Welt fliegen lasse, streue zwar damit das geringste von allen Blümchen auf Dein Grab; aber in mir bleibt doch auch unsterblich das Andenken an Dich — und der sanfte, zärtliche Klang deiner letzten Worte: Zimmerman, souvenés-vous du bon Vieillard que vous avés vû ici!

Anhang.

Die drey und dreyßig Unterredungen, welche ich mit Friedrich dem Grossen kurz vor seinem Tode hatte, erinnern mich natürlicher Weise an meine erste Unterredung mit Ihm im Jahre 1771. Man hat ganz wider meinen Willen, und ganz ohne meine Schuld, diese Unterredung gedruckt, davon bloß in Deutschland sechs Auflagen gemacht, sie sogar ins Schwedische übersetzet, und sie gleich bey der ersten Auflage verhunzt, verfälscht, und verstümmelt (*). Daran ist nun nichts

(*) Ein Blatt, das ich deßwegen in Hannover den 8. December 1773 drucken ließ, kann hierüber einige Erläuterung geben. Ich setze es ganz hieher.

„Die

nichts mehr gelegen. Aber da auch diese Unterredung einige liebenswürdige und interessante Charakterzüge des Königs bemerklich macht, so ist

„Die Habsucht, oder ich weis selbst nicht, welcher „Beweggrund eines Buchhändlers, der gewiß nach „den allerschiefsten Begriffen meine Ehre suchte, „zwinget mich doch endlich, allen guten Menschen „anzuzeigen, wie sehr unschuldig ich an dem ge„walttbätigen Drucke eines unächten, und ver„fälschten Briefes bin, den man, zu meinem grossen „Verdrusse, unter meinem Namen verkauft.“

„Ohne meine Genehmhaltung, und ohne mei„nen mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß, er„scheint derselbe nun schon zum sechsten Mal, unter „der Aufschrift: Schreiben des Leibmedikus Zim„mermann in Hannover, an einen seiner Freun„de, die Unterredung mit Seiner Majestät dem „Könige in Preußen betreffend Die erste Auf„lage kam in dem Giesser Wochenblatte vom 9. und „12. Januar 1773 heraus, und der Verleger sagt, „der Brief sey ihm auf eine rechtmäßige Art zu „Händen gekommen.“

„Dieß verneine ich Denn erstlich weis ich auf „keine Weise, wie ein solcher Brief nach Giessen „gekommen seyn mag. Zweytens, habe ich nicht so „geschrieben, wie man in Giessen gedruckt hat. „Drittens, würde ich mich, nach meinem besten

„Ver-

ist es mir, vielleicht, vergönnet, nach so vielen Jahren, diese Unterredung, und die mir (mit eurer Erlaubniß) auch nicht gleichgültige Ver=

an=

„Vermögen, der Bekanntmachung dieses Briefes „widersetzet haben. Und viertens, kann zu der Be= „kanntmachung eines Privatbriefes niemand ein „Recht geben, als sein Verfasser.“

„Bald darauf lieferte man nochmals in Giessen „einen besonderen Abdruck meines vorgeblichen Brie= „fes, der allenthalben verbreitet ward. Ich glaubte „zwar, daß es nöthig sey, mich mit aller Lebhaftig= „keit eines Beleidigten dagegen zu erklären. Aber „alle meine Freunde in Hannover hielten mich zu= „rück, und riethen mir, was in dem menschlichen „Leben so oft die beste Antwort ist, das Still= „schweigen.“

„Indeß trat dieser Brief zum dritten, vierten, „und fünften Mal, in Königsberg, Altona, und „Hamburg an das Licht. Endlich brachte man in „dem Leipziger Meßcatalogus, vom Herbste dieses „Jahres 1773, unter der Aufschrift von Frankfurt „und Leipzig sogar eine ganz veränderte Auflage „desselben zum Verkaufe.“

„Schwarz und grün ward mir vor den Augen, „als ich dieß las, und wirklich berechtigte eine so „wohl ausgedachte List, jeden Leser des Meß= „catalogus zu glauben: ich sey der Herausgeber des

„an=

anlassung meiner damaligen Reise nach Berlin und Potsdam selbst zu erzählen?

Seit

„angeblich veränderten Briefes! — Allein, auch „diese sechste Auflage war weiter nichts, als der „vollends in Berlin veranstaltete wörtliche Nach- „druck des in Giessen unrechtmäßig herausge- „gebenen Briefes, nebst dem angehängten Gedichte „der Frau Karschinn.“

„Mit sehr weniger Vernunft kann man schon „sehen: daß ich mich niemals hätte unterstehen „dürfen, in einem so äußerst nachläßigen Styl „öffentlich zu sprechen! — Aber auch meine ganze „Erzählung ist äußerst läppisch und undeutsch über- „setzet, ist verstümmelt, ist durcheinander geworfen, „ist verfälscht.“

„Wie übel könnte es mein grosser Wohlthäter, „der verdienstvolle Herr Generalchirurgus Schmu- „cker, nehmen, wenn ich verschwiegen hätte, daß „Er damals im Schlosse zu Sanssouci wohnte, und „daß Er, bey der ganzen in diesem Briefe beschrie- „benen Unterredung mit dem Könige, gegenwärtig „gewesen! — — Welcher Prahler müßte ich seyn, „wenn ich dem Könige auf diese Worte, daß ich eine „grausame Operation ausgestanden, und ent- „setzlich müsse gelitten haben — hätte antworten „dürfen, was mich der dumme Verfälscher meines „Briefes antworten läßt: (Sire, il' n'en valoit pas

„la

Seit dem Ende des Julius 1768 lebte ich als Leibarzt Seiner Majestät des Königs von Großbritannien in Hannover. Vorher war meine Lage so gering und klein, als möglich; denn ich war ein kleiner Doctor, und ein comisches Magistratsglied im kleinsten Städtlein der Schweitz. — Dessen ungeachtet misfiel Hannover, meinen ungerechten Augen, auf den ersten Blick. Schon in den ersten Tagen meines hiesigen Aufenthaltes hatte ich dann auch höchst empfind-

lichen

„la peine) Sire, es hatte nicht viel zu sagen! —
„Allerdings hatte es für mich sehr viel zu sagen,
„anderthalb Stunden nach einander gegen zwey-
„tausend Messerschnitte auszuhalten. Auch ant-
„wortete ich: (Sire, il en valoit la peine) Sire, es
„war der Mühe werth!“

„Aber, wahrlich es ist der Mühe nicht werth,
„nach allen Reden, die dieser unächte, verfälschte,
„und ursprünglich an einen gutmüthigen Freund
„in meiner kleinen Vaterstadt geschriebene Brief
„veranlasset hat, gegen die Ungerechtigkeit der Men-
„schen sich zu vertheidigen, wenn man sieht, mit
„wie wenigem Verstande sie zuweilen ungerecht
„sind!“

lichen Verdruß, und Gefühle, die ich nie vergesse. Einen Geist und eine Denkart in medicinischen Sachen, die ich in der Schweitz, mit dem Beyfall von Europa, (*) niedergetreten, und vor meine Füsse geworfen hatte, sah ich in Hannover allmächtig herrschen, aller Gemüther sich bemeistern, die besten Köpfe verrücken. Dieß stürzte mich in die erschrecklichste Melankolie. In diesem Zustande hätte ich mich ermordet, wenn ich unverehligt gewesen wäre; wenn ich nicht gesehen hätte, Frau, Mutter, Kinder täglich um mich weinen, und Gott täglich um Hilfe und Rettung für mich bitten! Mit einer Bangigkeit, die ich mit nichts vergleichen kann und mag, als mit den höchsten Höllenqualen, durchlebte ich alle meine Tage, durchwachte ich alle meine Nächte. In

jeder

(*) Der erste und zweite Theil meiner noch unvollendeten Schrift von der Erfahrung in der Arzneykunst, kam viermal in deutscher Sprache heraus, ist in die franz'sische, holländische, englische und spanische Sprache übersetzet, und zum fünften= sechsten= siebenten= und achtenmale in Paris, Amsterdam, London, und Madrid gedruckt.

jeder Minute meiner Existenz wünschte ich mich nach meinem armen Städtlein in der Schweitz zurück! — Aber die Fürsehung hat dieß nicht gewollt; und, so lange ein Odem in mir bleibt, werde ich dafür mit dem gerührtesten Herzen der Fürsehung danken!

Als ein Fremdling mußte ich, wie sich das von selbst versteht, bey meinem Eintritt in Hannover, und dann auch noch einige Jahre nachher, dem Neide den Zoll abtragen, der in jeder Stadt, in jedem Lande, unter jeder Nazion, unter jedem Himmelsstrich, den Eingebornen, wie sie glauben, ab Seite des Fremdlings von Gottes und Rechtes wegen gebührt.

Fürchterlich wirkte dieß Alles auf meine Gesundheit schon in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Hannover, und zermalmte meine Nerven für mein ganzes Leben. So entwickelte sich, unter Tag und Nacht in Einem fort mich marternder tausendfacher Todesqual, auch bey mir ein Uebel, das mir angeboren war, und das ich damals in dieser Masse nicht kannte.

Dieses Uebel sezte mich in die schreckliche Lage, daß ich oft nicht gehen, und zumal nach dem Essen auch auf eine kurze Weile nicht stehen konnte. Sitzen und Schreiben ward mir noch viel schwerer, und des Nachmittages unmöglich. Indessen mußte ich doch, in dieser elenden Lage, als Arzt damals der Sklave von jedem seyn, der mich dazu machen wollte. Es war damals in Hannover noch Sitte (zumal bey den alten Damen, die mit Georg dem Zweiten Kaffee getrunken hatten) Aerzte für Knechte zu halten; darum fand ich auch Nachsicht und Barmherzigkeit — nur bey meinen Freundinnen, und nur bey meinen Freunden. Der Erfolg von jedem Gang, den ich nach Tische thun mußte, und von jedem Briefe, den man mich des Nachmittages zu schreiben zwang, war indessen, daß ich unter den erschrecklichsten Schmerzen zur Erde fiel; und, ob ich gleich alles that, um mir selbst auf der Stelle zu helfen, doch immer in die Gefahr kam, an einem eingeklemmten Bruche in wenigen Stunden zu sterben.

So verflossen meine Tage, vom August 1768 bis in den Junius 1771, ohne Linderung, und immer ohne Hilfe. Mittlerweile verlor ich, durch eine langwierige höchst schmerzhafte und höchst schreckliche Krankheit, die theure Gefährtinn meines Lebens; und das Jahr darauf auch ihre mit uns nach Hannover gekommene Mutter. Kranke bestürmten mich in Haufen. Aber täglich wuchs auch, eben deswegen, in Hannover die Thorheit und die Zahl von wüthigen Feinden, die mich nicht kannten. In Einem fort, und täglich ergoß sich der immer mehr gereizte Stolz, und zumal die immer mehr gereizte Wuth der Damen (mein Gegner war ein sehr schöner und sehr robuster Mann) und ihre unaufhaltsam geschwätzige Unwissenheit, Jahre hindurch, wie ein Feuerstrom vom Vesuv, über mich armen Fremdling in Hannover! — Alle Berathschlagungen mit vielen Aerzten und Wundärzten, in der Nähe und in der Ferne, gaben mir keinen Trost. Endlich rieth mir mein alter Herzensfreund Tissot, mich an den grösten Mann in seinem Fache, den

wir

wir beyde in Deutschland kannten, an den nunmehr seligen Herrn Professor Meckel in Berlin zu wenden. Das that ich; und dieser grosse und gute Mann versprach mir Leben und Gesundheit, both mir die liebreichste Pflege, und alle menschenmögliche Hilfe in seinem Hause, und in seiner Familie an, und hielt in allem Wort.

Kenner in Hannover rümpften hinter meinem Rücken die Nase, zückten die Achseln, und glaubten, ich suche in Berlin meinen Tod unter dem chirurgischen Messer. Einige meiner Herren Collegen theilten schon meine Haut; und einer von ihnen hatte die christliche Liebe, mir selbst zu sagen; meine Pension werde zwar, nach meinem Tode, ein allgemein angebetheter (nunmehr seliger) Windbeutel verlangen, aber von Gottes und Rechtes wegen gehöre sie Ihm! — Unter allen diesen Erwartungen, und unter den Wünschen, Hofnungen und Thränen meiner Freunde und Freundinnen, reisete ich am achten Junius 1771 aus Hannover nach Berlin, zu meinem Erretter.

Der

Der Tag, an welchem entschieden seyn mußte, ob Leben oder Tod in Berlin mich erwarte, war der vier und zwanzigste Junius. Der verdienstvolle, und nunmehr auch selige Herr Schmucker, Generalchirurgus der preussischen Armee, verrichtete die Operation; der liebreiche, und mir unvergeßliche Herr Generalchirurgus Theden war sein Gehilfe. Verschiedene, theils sehr geschickte, und theils auch sehr berühmte Männer, waren noch gegenwärtig; unter diesen der grosse Sohn eines grossen Vaters, der nunmehrige Herr Professor Meckel in Halle, und der von mir noch immer beweinte selige Herr Professor Voitus. Herr Meckel, der Vater, war der Anführer bey diesem ganzen Geschäft, und leitete Alles durch seine eben so große anatomische Scharfsicht, als durch seinen praktischen Muth, und seine tiefe Erfahrung.

Noch sehe ich, wie alle diese Herren, und einige von ihnen, mit liebreich erblaßten Wangen und Lippen, um mein hohes Schmerzenbett her standen, als ich rasch und freudig die Thür aufmachte,

machte, meine Kleider abwarf, und im Vertrauen auf Gott — mich keck und schnell auf dieses Bett warf. Ich wollte nicht gebunden seyn; und hielt, ohne eine Thräne (mit Augen, die Millionen von Thränen geweinet hatten) zu vergiessen, ohne das allergeringste Geschrey, ohne Ohnmacht, und ohne Widerstand, geduldig, wie ein Lamm, meine Operation aus. Sie dauerte anderthalb Stunden, während welchen ich das Messer beynahe in Einem fort im Leibe hatte. Nach der Berechnung des Herrn Generalchirurgi Theden erhielt ich ungefähr zwey tausend Messerschnitte. Drey Stunden nacheinander hatte es nach dieser Operation das völlige Ansehen, als wenn ich sterben würde; das glaubte ich auch selbst, und ich bitte Gott, daß ich in meiner Todesstunde so entschlossen, so ruhig, und so zufrieden seyn möchte, als ich es damals war, unter meinen erschrecklichen Schmerzen. Aber meines theuren Meckels hilfreiche Scharfsicht und Sorgfalt rief mich aus diesem Zustande wieder ins Leben. Zwölf Wochen brachte

ich auf diesem Schmerzenbette zu; und nach diesen zwölf Wochen war ich so vollkommen und gründlich geheilt, als ich es noch izt, über sechszehn Jahre nachher, Gott sey dafür gelobt, in dieser Stunde bin (*).

Auf meinem Marterbette in Berlin verlebte ich, zwölf Wochen hindurch, meine heitersten und vergnügtesten Tage in Deutschland, denn meine Nerven waren frey. Schmerzen achtete ich gar nicht mehr, ob mir gleich der Höllenstein, dessen meine Wunden häufig bedurften, beynahe den Kinnbackenzwang, und andere convulsivische Bewe-

(*) Grosse Reisen habe ich seitdem gethan, zum Exempel, im Jahre 1775 von Hannover nach Genf, und wieder zurück. Auch bin ich, in verschiedenen Zeiten, viele hundert Meilen weit, in Deutschland umher gereiset, und habe nie, auch nicht die allergeringste Spur von einem Rückfalle meines Uebels gehabt, so krank und leidenvoll ich sonst, in anderer Absicht, immer war. Nur blieb mir eine kindische Furcht gegen das Umwerfen im Wagen; und (ob ich gleich so innigst und herzlichst oft gewünschet habe, nach England zu reisen) die beständige Furcht vor einer Seereise!

Aus

Bewegungen erregte. Wer in Schmerzen erfahren ist, wie ich es seit zwanzig Jahren bin, wird wissen, welche höllischen Empfindungen der Höllenstein, mit dem ich damals so vertraut war, erwecket. Immer ward ich indessen wieder heiter und froh, sobald die Marter vorbey war, und immer litt ich dieselbe wieder, mit einer Geduld, die ich seitdem, in diesem Grade, nicht mehr hatte. Alles Schwere ward mir leicht durch den täglichen, allerausgesuchtesten und liebreichsten Umgang, den man sich auf Erden wünschen kann, und den ich nirgends in Europa so

gut

Aus dieser einzigen Ursache verbath ich auch die schönste Reise, die je einem Menschen auf Erden vorgeschlagen ward: als mich den 26 Januar 1785 Rußlands grosse und gütige Monarchinn durch Ihren Gesandten in Hamburg, den Herrn Baron von Groß, einladen ließ, im bevorstehenden Sommer zu Ihr auf einige Zeit nach Petersburg zu kommen, damit Sie mich persönlich kennen lerne; und, um mir diese große Reise möglich zu machen, mir anboth, dafür an Seine Majestät den König in England zu schreiben, auch mir alle Reisekosten zum voraus zu bezahlen. —

gut gefunden hätte, wie in Berlin. Mein innigst theurer Herzensfreund, der verewigte Weltweise Sulzer, und der freundliche, geistvolle und gesprächreiche Nicolai, besuchten mich täglich. Männer von der ersten Grösse, Spalding, Sack, Mendelssohn und Eberhard, schenkten mir in jeder Woche viele ihrer Stunden. Rammler, Büsching, Wegelin, Teller, mein alter lieber göttingischer Stubencammerad, Herr Professor Sprögel, viele Mitglieder der Academie, verschiedene Herren des Hofes, ein liebenswürdiger junger Landsmann aus Winterthur, Herr Sulzer, und Meister Thomas, der Schuster (*), beglückten mich oft durch ihre Gegenwart.

Mit

(*) Meister Thomas, der Schuster in Berlin, aus Chursachsen gebürtig, war einer der merkwürdigsten Menschen, die ich in Berlin sah. Mir schien Er ein Mann von vielen Kenntnissen, ein grosser Beobachter, ein noch grösserer Denker, und ein Mann von ganz ausserordentlicher Beredsamkeit: die bekanntlich ein Talent ist, worauf in Deutschland beynahe niemand sieht, und von der nur gar äusserst wenige Menschen glauben, daß es der Mühe werth sey, sie zu bemerken! Niemand hörte ich jemals

so

Mit unaussprechlicher Liebe brachte der selige Herr Professor Voitus manche Nacht bey mir zu, und mein Herz floß ganz zusammen mit seiner sanften und schönen Seele. Jeden Morgen sah

ich

so vortreflich und so körnigt Deutsch sprechen, wie den verstorbenen Herrn Oberhofprediger Sack in Berlin, Herrn Moses Mendelssohn, und Meister Thomas, den Schuster. In seinen Gesinnungen fand ich ebensoviel Energie, als in seiner Sprache. Unzähliche Dinge sagte Er mir in jeder Stunde, die ich alle hätte mögen auswendig lernen. Er war einer der edelsten und freyesten Köpfe in der Welt. Auch bath ihn der in dieser Absicht Ihm so sehr ähnliche Academist und Professor, Herr Sulzer, alle Sonntage zu sich, und hielt Ihn für einen seiner liebsten Gesellschafter. Eine einzige lieblose und dumme Sache hat, so viel ich weis, Meister Thomas, der Schuster, in seinem Leben gesagt, und wahrlich, dieß ist viel für einen Philosophen, der den ganzen Tag spricht; denn er sagte: da Herr Teller als Oberconsistorialrath und erster Prediger an der Peterkirche nach Berlin kam, und Sulzer Ihn fragte, was es Neues in der Stadt gebe? Nun hat der König seinen Zweck erreicht: Sack glaubt nicht an Gott den Vater Spalding glaubt nicht an Gott den Sohn, und Teller glaubt nicht an Gott den heiligen Geist!

ich die beyden grossen Männer, den Herrn Generalchirurgus Schmucker, und den Herrn Generalchirurgus Theden, mit immer neuem Vergnügen bey meinem Bette; denn sobald ich ausgelitten hatte, war Friedrich der Grosse und seine Feldzüge unser beständiges Gespräch. Schmucker hatte den König, seit seiner ersten Schlacht bey Molwitz durch den ersten und zweiten schlesischen Krieg, und durch alle Schlachten des siebenjährigen Krieges gefolget; also Pulver genug gerochen. So auch Theden, der ehrwürdige Greis, der engelreine Biedermann, mein großmüthiger und unvergeßlicher Wohlthäter, und damals immer höchst unterhaltender, immer heiterer und lustiger Freund.

Auf Engelsarmen trug mich, der Erretter meines Lebens, Herr Meckel, sein freundlicher und geistvoller Sohn, der izige Lehrer in Halle; seine himmlischgute, und für mich liebevolle Gemahlinn, und seine liebenswürdige älteste Tochter. Ihr zweiter Herr Bruder, und alle ihre gütigen Schwestern dachten an nichts, als

wie

wie sie mich vergnügt machen konnten. Musen und Grazien, Musik, Tanz und Gesang umgaben mich, wechselsweise, in jeder Stunde des Tages. Alles, was die allerliebreichste Sorgsamkeit, die zärlichste Freundschaft, der mir immer zuvorkommende Scharfsinn von Pflege, von Hilfleistung, von Ermunterung und Vergnügungen nur erdenken konnten, fand ich in diesem geliebten Hause. Ich lebte von Meckels Tafel. Er theilte mit mir alles, was Er hatte; und nach aller dieser unerhörten Liebe, nach allen diesen unbegränzten Wohlthaten verbath Er sich von mir jede Dankbezeugung, und verwarf auch den Schatten eines Geschenkes. Dieß Alles that Er, der Einzige, bloß aus Liebe für mich; und seine Kunst. Und dieser grosse und gute Mann höret diesen lezten Dank nicht mehr; diesen lezten, innigsten, tiefsten Herzensdank, den ich nur bloß noch zu den Füssen seiner Familie niederlegen kann; denn lange, lange, ist dieser gröste und großmüthigste unter allen Menschenfreunden, die ich je gekannt habe, in die

Ewigkeit versetzet, und Tausenden entrissen, die izt noch in Berlin mit mir — um Ihn weinen.

Nach einem Lager von beynahe zwölf Wochen stellte man mich am vierten September zum erstenmal wieder auf meine Beine, und nun mußte ich wieder gehen lernen, wie ein Kind. Dieß lernte ich an der sanften Hand, und am Arme von Herrn Meckels ältester und liebenswürdiger Tochter. Am eilften September konnte ich zum erstenmal auf meiner Stube alleine gehen. Am achtzehnten September fuhr ich zum erstenmal wieder durch die Straßen von Berlin. Am fünf und zwanzigsten September machte ich meinen ersten Besuch bey meinem Herzensfreunde Sulzer, und sonach bey allen meinen Wohlthätern und Freunden; und nun zeigte sich die Großmuth meines Erretters wieder in einem neuen, und mir unvergeßlichen Lichte.

Er gab mir in seinem Hause ein großes Fest nach dem andern, wozu von der Academie der Wissenschaften alle französischen, italienischen

und schweitzerischen Mitglieder, und die angesehensten Gelehrten aus Berlin eingeladen wurden. Er machte mich beynahe mit allem bekannt, was von seiner Bekanntschaft in Berlin groß und vornehm war, mit Ministern des Königs, mit Grossen des Hofes, mit den berühmtesten Gelehrten, mit den ausgezeichnetesten Personen beyderley Geschlechts, und von jedem Stande. Mit Liebe, und unvergeßlichen Wohlthaten nahmen mich alle auf. Der Herr Oberhofmarschall des Königs, Graf von Reuß, der Herr Oberhofmeister der Königinn, Graf von Wartensleben, der Herr Oberstallmeister des Königs, Graf von Schaffgotsch, der Staatsminister, Freyherr von Münchhausen, der kaiserliche Gesandte, Freyherr von Swieten, und insonderheit der edelmüthige Staatsminister des Königs, Freyherr von der Horst, thaten alles mögliche, um mir den Aufenthalt von Berlin angenehm zu machen. Im Hause des Herrn Ministers von der Horst ward ich auch mit einem grossen Theile der schönen Welt aus den höhern

Ständen bekannt. Der Herr Staatsminister von Herzberg nahm mich auch schon damals sehr liebreich auf, und mir däuchte an seiner Tafel, ich sey im alten Athen. Ueberall, wo in mancher andern Gegend von Deutschland kein Unreiner, das ist, kein Mensch ohne adeliche Geburtsverdienste in Betrachtung kömmt, ward ich hingezogen, vorgestellt, und aufgenommen, mit der größten Höflichkeit, und immer zuvorkommender Güte (*).

Dieß

(*) Als Philosoph verlachte Friedrich der Grosse, natürlicher Weise, die zufälligen Verdienste der Geburt — also die Adelsvorurtheile! Heroisch folgte Ihm auch hierinn der alte berlinische Adel. Man sah daher gar oft in Berlin, in Gesellschaften des Adels, solche Bürgerliche, die keine Ursache haben, vor Edelleuten in Verlegenheiten zu seyn! Dumm fände es auch izt in Berlin — niemand, daß Frau von Maintenon, vor beynahe hundert Jahren, von einer ihr bekannten Dame sagte: Elle n'a de bourgeois que sa vanité sur sa Noblesse! (Sie hat nichts Bürgerliches an sich, als ihren Adelstolz!) Aber höchst sonderbar ist dennoch eine Anecdote, die ich von dem vortreflichen Sulzer habe. Als Friedrich der Grosse am Anfange seiner Regierung der

Dieß Alles that und bewirkte der überall in Berlin äußerst verehrte und beliebte Herr Meckel, und dann auch die wirklich dieser grossen Königsstadt so ganz eigenthümliche Gastfreundschaft, und Liebe für Fremde. Nie hatte ich, bis damals, noch Menschen und Sitten in solcher Mannigfaltigkeit, und so beynahe von einem äußersten Extrem zum andern kennen gelernt, wie in Berlin. Noch nie, in meinem Leben, hatte meine Seele so frey geathmet.

Noch

Akademie der Wissenschaften in Berlin eine neue Einrichtung gab, ertheilte Er ihr unter andern (weil man die größte Mühe hatte, Mitglieder zu finden) auch dieses Gesetz: Un Gentilhomme peut être membre de l'Academie de Berlin, sans que cela déroge à sa Noblesse! (Ein Edelmann kann Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin seyn, ohne daß dieß seinen Adel beflecke!) Der Präsident von Maupertuis war über dieses Gesetz indignirt, und schaffte es heraus. Aber — seitdem haben sich auch Zeiten und Denkart sehr verändert: denn schon seit fünfzehn oder zwanzig Jahren ist die Kaiserinn von Rußland, Katharina die Zweite, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin.

Noch nie in Deutschland war mir Herz, Geist, und Imagination durch alles, was ich sah und hörte, so erheitert, so gehoben, so gestärket, so bezaubert worden, wie in Berlin. Aber diesem Allem wollte Herr Meckel nun noch die Krone aufsetzen. Er wollte mich auch noch an der Hand seiner freundlichen Gemahlinn, an der Hand seiner schönen ältesten Tochter, und an der Hand einer ihrer liebreichen Schwestern nach Potsdam bringen; und dieß geschah den vier und zwanzigsten October.

Bey dem am Podagra noch etwas kranken König lebte und wohnte damals, als sein Arzt, der Herr Generalchirurgus Schmucker im kleinen Schlosse zu Sanssouci. Ich besuchte da meinen grossen Wohlthäter, und hatte auch das Vergnügen, daß der Herr Professor Meckel nebst seinem ältesten Herrn Sohne, auf einen Tag, zu uns nach Potsdam kam. Auch fand ich in Potsdam einen Freund meiner ersten und schönsten Jugendjahre, mit dem ich sechs Monathe in seiner Vaterstadt Morges am

Genfersee gelebet hatte, Herrn von Cat, Lecteur des Königs.

Der König hatte die höchst unerwartete Gnade, mit Herrn Schmucker und Herrn von Cat den fünf und zwanzigsten und sechs und zwanzigsten October viel von mir zu sprechen. Er ließ sich von Herrn Schmucker mein Betragen bey meiner Operation erzählen, und fand Vergnügen an dem Muthe, mit dem ich mich unter Herrn Schmuckers Messer betrug. Er fand Vergnügen an der brennenden Begierde, mit welcher ich auf meinem Schmerzenbette mit Herrn Schmucker von nichts als von seinen Feldzügen und Thaten sprach. Er fragte nach dem Hause, wo ich in Berlin lebe, nach der Art, wie ich in diesem mir so lieben Hause aufgenommen worden, und in welcher Gesellschaft ich nach Potsdam gekommen sey. Bey Herrn von Cat erkundigte sich der König nach meiner ganzen Gemüthsart, nach meinem Körperbau, nach meiner Physiognomie, nach meinen Reisen, nach meinen Schriften, nach den Sprachen, die

ich

ich spreche, nach dem Umgange, den ich in Berlin gehabt, nach den Freunden, an denen ich dort am meisten hänge; und der König freute sich, als Er hörte, Sulzer sey mein Herzensfreund. Er fragte, weil Er mich zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Berlin gemacht habe: ob ich den Versammlungen der Akademie beygewohnet? Auch ob ich das neue Schloß von Sanssouci gesehen, und ob es mir gefalle? Diese Fragen wiederholte der König mit mannigfaltigen Wendungen gegen Herrn Schmucker, und Herrn von Cat.

Mein Körper, und meine Seele waren damals in Potsdam in einem Zustande von der äußersten Reizbarkeit. Ich war noch sehr hinfällig und schwach nach meinen schweren Wunden, nach so vieler in Hannover erlittener Herzenspein, und nach so vielen in Berlin ruhig ausgestandenen Schmerzen. Ohnmächtig ward ich, nach geringen Ermüdungen, nach jeder Anstrengung meiner Aufmerksamkeit. Mein Herz war in Einem fort gerühret und erschüttert.

Ich athmete schon in Berlin nichts als Liebe und Dank, und diese vermehrte sich hier bey jedem Schritte in solcher Gesellschaft, bey solchem Anblicke, und solchem Genusse! — Ich sah in meiner frühen Jugend Paris und Versailles; aber solche königliche Pracht, und eine solche Menge von Werken aller bildenden Künste glaubte ich noch nie erblicket zu haben, wie in Sanssouci und Potsdam. Die Thaten des Königs, und seiner unüberwundenen Heere wußte ich auswendig, seit dem siebenjährigen Kriege. Aber nun sah ich hier den Kern der Preußischen Armee, die Garde des Königs, diese furchtbare Legion von schönen Menschen, die so oft niedergeschossen immer zu neuen, und der Ewigkeit würdigen Heldenthaten wieder aufstand, und auflebte! Dieß alles rührte, bewegte, und erschütterte mich unaussprechlich! — Aber daran hatte ich ganz und gar nicht gedacht, als ich von Berlin nach Potsdam reiste, daß es menschenmöglich für mich seyn könnte, den kranken König zu sehen! — Und nun sagte mir Herr

von Cat sehr oft: es scheine, der König wolle mich sprechen, und Er frage oft, wie lange ich in Potsdam bleibe?

Höchst unerwartet jedoch ward ich den sechs und zwanzigsten October durch Herrn von Cat um ein Uhr des Nachmittags nach Sanssouci abgeholet. Was ich noch nicht gesehen hatte, zeigte mir ein Liebling des Königs, der Herr Oberste von Coccei, der nach dem siebenjährigen Kriege preußischer Gesandter in Schweden war; und indessen gieng Herr von Cat zum Könige. Mir ward gesagt, daß ich mich sodann, wenn ich alles gesehen habe, nach klein Sanssouci begebe, wo der König war. Ich gieng nach dem ehemaligen Zimmer des Marquis d'Argens, das izt Herr Schmucker bewohnte. Ab und zu war Herr Schmucker bey mir. Lange saß ich aber auch da alleine bey einem Kaminfeuer; und schwebte zwischen Hofnung und Furcht, ob mich der König werde rufen oder nicht rufen lassen. Ich zitterte zuweilen, und freute mich dann wieder außerordentlich. Um halb fünf Uhr

stürz-

stürzte Cat auf mich, war vor Freuden ganz außer Athem, und verkündigte mir: der König verlange diesen Augenblick mich zu sprechen!

Ich sprang Hand in Hand mit Cat, durch eine Reihe von Zimmern. Hier, sagte Cat, sind wir vor dem Zimmer des Königs! — Das Herz klopfte mir beynahe aus dem Leibe heraus. Cat gieng hinein; den Augenblick gieng aber die Thür wieder auf, und Cat hieß mich hereintreten.

Mitten im Zimmer stand ein kleines eisernes Feldbett, ohne Vorhang. Auf einer schlechten Matratze lag da König Friedrich, der Schrecken von Europa, ohne Decke, in einem alten blauen Rockelor. Er hatte einen grossen Hut mit einer weißen Feder auf dem Kopfe.

Der König nahm seinen Hut sehr gnädig ab, da ich noch etwa zehn Schritte von Ihm entfernt war, und sagte auf französisch (so wie dann auch die ganze Unterredung in französischer Sprache fortgesetzet ward): Treten Sie näher, Herr Zimmermann!

Ich kam bis auf zwey Schritte vor den König, indeß da er zu Cat sagte: Rufen Sie Schmucker auch herein. Herr Schmucker kam, stellte sich hinter den König gegen die Wand, und Cat stand hinter mir. Nun fieng die Unterredung an:

König. Ich höre, daß Sie ihre Gesundheit in Berlin wieder gefunden haben, und wünsche Ihnen dazu Glück.

Ich. Mein Leben habe ich in Berlin wieder gefunden; aber in diesem Augenblicke, Sire, finde ich hier ein noch grösseres Glück!

König. Sie haben eine grausame Opation ausgestanden; Sie haben wohl entsezlich gelitten?

Ich. Sire, es war der Mühe werth!

König. Ließen Sie sich vor der Operation binden?

Ich. Nein. Ich wollte meine Freyheit behalten.

König. (sehr freundlich lachend) O, Sie betrugen sich als ein braver Schweitzer! Aber sind Sie auch ganz hergestellet?

Ich. Sire, ich habe alle Wunder Ihrer Schöpfung in Sanssouci und Potsdam besehen, und befinde mich wohl dabey.

König. Das freut mich. Aber Sie müssen sich in Acht nehmen, und insonderheit sich nicht zu Pferde setzen.

Ich. Es wird mir sanft und leicht seyn, die Räthe Euer Majestät zu befolgen.

König. Aus welcher Stadt im Canton Bern sind Sie gebürtig?

Ich. Aus Brugg.

König. Ich kenne diese Stadt nicht.

(Das wundert mich nicht, dachte ich!)

König. Wo haben Sie studirt?

Ich. In Göttingen. Haller war mein Lehrer.

König. Was macht Herr Haller?

Ich. Er schließet eben seine litterarische Laufbahn mit einem Roman (*).

König.

(*) Usong war damals eben herausgekommen; aber von desselben Inhalt wußte ich noch nichts. Haller, der auf diese Unterredung mit dem Könige immer äußerst

König. (lachend) Ach das ist schön! — Nach welchem Systeme behandeln Sie ihre Kranken?

Ich.

äusserst empfindlich war, nahm es mir fürchterlich übel, daß ich dem Könige sagte: Er beschließe seine litterarische Laufbahn eben mit einem Roman! Meine Sünde gegen Haller bestand doch eigentlich nur darinn, daß ich glaubte, sein Usong werde den König mehr intereßiren, als seine schönsten Experimente an Hunden und Katzen.

Haller mochte zwar auch wohl seine geheimen Ursachen haben, warum es ihm unangenehm war, daß der König etwas von Usong wisse; aber bekanntlich las der König kein deutsches Buch. Genug, bis nahe vor seinen Tod konnte Haller, ich weis nicht warum, meine Unterredung mit dem Könige in Preussen nicht vergessen!

Nachdem ihn Seine Majestät der Kaiser den siebenzehnten Julius 1777 in Bern mit einem Besuche beehret hatte, schrieb Er am dritten Tage nachher, den neunzehnten Julius, an den berühmten Anecdotensammler in Baiern, den Herrn Grafen Maximilian von Lamberg (S. Epoques raisonnées sur la vie *d'Albert de Haller, par le Comte Maximilien de Lamberg*, Leipzig 1778. pag. 59.) Je ne voudrois pas, comme l'a fait Mr. Zimmermann, publier une conversation que j'aurois eüe avec une

Tête

Ich. Nach keinem.

König. Aber es giebt doch Aerzte, deren Methoden sie andern vorziehen?

Ich. Vorzüglich liebe ich Tissots Methoden, der mein vertrauter Freund ist.

König. Ich kenne Herrn Tissot. Ich habe seine Schriften gelesen, und schätze sie sehr hoch. Ueberhaupt liebe ich die Arzneykunst. Mein Vater

Tête couronnée; je craindrois trop (sagte Haller, der es in seinem ganzen Leben nicht vergaß, und es immer wieder rügte, wenn Ihm auch nur Jemand die Entdeckung des kleinsten Aederleins in einer Zähe streitig gemacht hatte) d'avoir sacrifié à la vanité!

Aber, noch war auch dieß für Haller nicht genug. Er, der meine in Hannover gedruckte feyerliche Klage vom achten December 1773 gelesen hatte, durfte sich in einem Briefe an den Herrn Grafen von Lamberg (S. *Epoques raisonnées* pag. 63) vom zehnten August 1777 noch diese Worte erlauben: La premiere pensée qui me vint, quand l'Empereur m'eut quitté, a eté: serai je capable de publier une relation comme Zimmermann l'a fait? Je me suis trouvé si ridicule en supposant le cas, que j'ay detourné les yeux de cette idée.

Vater wollte, daß ich mir einige Kenntnisse (*) darinn erwerbe. Er schickte mich oft in die Hospitäler; und zumal in die Hospitäler venerischer Kranken, weil diese durch Exempel predigen.

Ich.

(*) Unedel, und, wie mir däucht, so ziemlich mit Feldscheerers Ton und Styl, wird in der sechsten Sammlung der Anecdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrich des Zweiten S. 88. gesagt: „Der König glaubte Kenntnisse von der „Heilkunde zu besitzen, und theilte daher in Krank„heiten gerne seinen Rath mit; verschrieb auch „Recepte, deren Befolgung aber wohl dem Kranken „nicht immer zuträglich gewesen seyn möchte. „Man muthmaßt, der König habe verschiedenes „von dem, was er verschrieb, aus französischen „Büchern, und besonders aus dem bekannten „Dictionaire de la Santé genommen, worinn „Pferdekuren für Menschen stehen. Er prüfte „auch die Aerzte, welchen er sich in seinen Krank„heiten anvertrauen wollte, ingleichen die Regi„mentswundärzte selbst.“ Allerdings konnte der König (mit Erlaubniß des Herrn Regimentswundarztes? —) glauben, daß Er Kenntnisse in der Heilkunde habe, denn seine Kenntnisse in derselben waren groß. Sein Verstand, worauf doch zuletzt in der Heilkunde alles ankömmt, hatte in gar sehr

vie-

Ich. Und durch Schrecken! — Sire, die Medicin ist eine sehr schwere Kunst. Aber Euer Majestät sind gewohnt, alle Künste der Kraft Ihres Geistes zu unterwerfen, und alles Schwere zu überwinden.

König. Ach nein, Ich kann nicht alles überwinden, was schwer ist! —

Hier ward der König etwas nachdenkend, schwieg eine kleine Weile, und fragte mich sodann, mit einem liebenswürdigen Lächeln: wie viele Kirchhöfe haben Sie angefüllet (*)?

Ich.

vielen Dingen eine Höhe erreichet, die wenige Sterbliche, und zumal wenige Regimentsfeldscheerer erreichen. Aber eben deswegen hatte vielleicht der König keinen grossen Glauben an die Heilkunde; und dieß verzeihe ich Ihm vom ganzen Herzen, so wie auch dem ehrlichen Montaigne, und dem ehrlichen Rousseau.

(*) In der achten Sammlung der Anecdoten und Charakterzüge — lese ich S. 91. folgende Stelle, die eines kleinen Fingerzeigs zu bedürfen scheint, wie mir däucht: „Die bekannte Heiterkeit des „Geistes dieses grossen Königs verließ ihn auch in „seinen schmerzhaftesten Krankheiten nicht. In der „lezten

Ich. Vielleicht manchen in meiner Jugend! Aber nun geht es besser, denn ich bin izt mehr furchtsam als kühn.

König. Sehr gut, sehr gut.

Hier ward die Unterredung äußerst lebhaft. Der König ward außerordentlich munter, und examinirte mich nun als Arzt, wie mich im Jahre 1751, als ich in Göttingen Doctor werden wollte, meine Lehrer, Haller, Richter, Segner und Brendel (und das vergelte ihnen der liebe Gott) nicht examinirt haben! — Alle hitzigen Fie=

„lezten hatte er den hannöverischen Leibarzt Zim„mermann berufen, ihn zu bedienen Hat Er „schon viele Menschen in die andere Welt befördert, „fragte der König? Der Arzt antwortete: nicht so „viel, als Euer Majestät, aber auch nicht mit so „vielem Ruhme!" — Dieß wäre schön (ich muß es selbst gestehen), aber es ist nicht wahr. Erstlich, machte mir der König diese Frage nicht in seiner lezten Krankheit, als Er nach dem Barbiersausdruck des Anecdotenschreibers mich berufen hatte, um ihn zu bedienen — sondern im Jahre 1771; und zweitens, ist diese wirklich witzige Antwort — erdichtet!

Fieber, und die wichtigsten unter den langwierigen Krankheiten, gieng der König in der Reihe mit mir durch. Er fragte mich, wie und wodurch ich jede dieser Krankheiten erkenne, wie und wodurch ich sie von verwandten Uebeln unterscheide, wie ich dabey in einfachen, und in verwickelten Fällen verfahre, und wie ich alle diese Uebel heile?

Ueber die Verschiedenheit, die Zufälle, die Behandlungsart, der Blattern zumal, fragte mich der König äußerst genau; und sprach mit vieler Rührung von dem Prinzen seines Hauses, den vor einigen Jahren die Blattern hinrafften. Dann kam Er auf die Inokulation, und auf eine unglaubliche Menge anderer arzneywissenschaftlicher Gegenstände. In alle warf der König wahre Meisterblicke, sprach über Alles mit der größten Sachkenntniß, und mit eben so viel Scharfsicht, als Geist und Verstand.

Mit dem innigsten Vergnügen, und mit der freyesten Seele antwortete ich dem Könige. Es ist aber auch wahr, daß Er mich gewaltig hob,

und ermunterte. In Einem fort sagte der König zu mir: das ist sehr gut — das ist vortreflich gedacht und gesagt — Ihre Heilungsmanier gefällt mir überaus wohl — Ich freue mich zu sehen, wie sehr unsere Denkart zusammenstimmt. Oft hatte der König die Gnade hinzuzusetzen: aber ich beschwere Sie mit meinen vielen Fragen!

Auf die wissenschaftlichen Fragen antwortete ich mit Einfalt, Klarheit und Kürze; und konnte mich nicht enthalten, zuweilen mein Erstaunen über die tiefen und frappanten medicinischen Einsichten und Urtheile des Königs zu bezeugen.

Der König kam nun auch auf die Geschichte seiner eigenen Krankheiten. Er erzählte mir alle nach der Reihe, und fragte mich über alle um meine Meinung und um meinen Rath. Ueber die Hämorrhoiden, worüber Er sich sehr beklagte, sagte ich etwas, das Ihm auffiel. Sofort richtete sich der König von seinem Bette auf, drehte den Kopf rückwärts nach der Wand, und sagte: Schmucker, schreib Er das auf!

Ich erschrack über dieses Wort, und hatte nicht Unrecht!

Dann gieng die Unterredung weiter fort:

König. Das Podagra nimmt gerne seine Herberge bey mir, weil es weis, daß ich ein Fürst bin, und weil es glaubt, Ich werde es gut bewirthen! — Aber Ich bewirthe es schlecht, und lebe sehr mager.

Ich. Möchte das Podagra dadurch seiner Einkehr bey Euer Majestät auf immer überdrüssig werden!

König. Ich bin alt. Die Krankheiten werden mit mir nicht mehr Mitleiden haben.

Ich. Europa fühlet — daß Euer Majestät nicht alt sind; und die Physiognomie Euer Majestät zeiget, daß Sie noch eben so viel Kraft haben, als in Ihrem dreissigsten Jahre.

König. (lachend und den Kopf schüttelnd) Gut, gut, gut!

So dauerte die Unterredung fünf Viertelstunden mit ununterbrochener Lebhaftigkeit fort. Endlich gab mir der König das Zeichen zum

Abzug, indem er sehr freundlich den Hut abnahm, und sagte: Adieu, mein lieber Herr Zimmermann, ich freue mich, daß ich Sie gesehen habe.

Herr von Cat begleitete mich bis ins Vorzimmer, und Herr Schmucker folgte nach. Ich konnte da nicht aus der Stelle kommen, konnte nicht sprechen, war so entzücket und gerühret, daß ich in einen Strom von Thränen ausbrach. Herr von Cat sagte: ich gehe wieder zu dem König; gehen Sie nach dem Zimmer zurück, wo ich Sie abgeholet habe; um acht Uhr werde ich Sie nach Hause bringen. Ich drückte meinem guten Landsmann herzlichst die Hand, und konnte nur diese Worte herausstammeln: der gröste Mann unsers Jahrhunderts ist auch der liebenswürdigste Mann!

Herr Schmucker begleitete mich nach seinem mir angewiesenen Zimmer. Ich sezte mich nieder zum Kamin, und dankte Gott, aus dem vollesten und gerührtesten Herzen, für Seine Hilfe, und für Seinen Beystand! — Aber Herr Schmucker

schien mit meinem ganzen Verhalten bey dem König gar nicht zufrieden. Er sagte mir: ich sey zu nahe vor den König gestanden! Ich habe zu lebhaft, zu unbefangen, zu frey gesprochen! Ich habe sogar — dieß sey unerhört in Deutschland — vor dem König gestikulirt! — Vor einem König, sagte Herr Schmucker, müsse man steif stehen, und sich nicht rühren:

Cat kam um acht Uhr von dem König, und erzählte mir, in Herrn Schmuckers Gegenwart, folgenden kleinen Dialog mit dem König:

König. Was sagt Zimmermann?

Cat. Zimmermann vergoß vor der Thür Euer Majestät einen Strom von Thränen.

König. Ich liebe diese gefühlvollen Herzen; Ich liebe recht sehr diese braven Schweitzer!

Am folgenden Morgen sagte der König: ich habe Zimmermann gefunden, wie man ihn Mir abgeschildert hat.

Cat versicherte mir: seit dem siebenjährigen Kriege seyen tausend Fremde von Stande nach Potsdam gekommen, um den König zu sprechen,

und haben Ihn nicht gesprochen; aber von denen, die den König wirklich gesprochen haben, könne sich kein Einziger des Glückes rühmen, daß der König fünf Viertelstunden hindurch sich mit ihm unterhielt. Sodann gab mir Herr von Cat auch noch zu verstehen: Er erwarte, daß mich der König in seine Dienste nehmen, und zu seinem Leibarzt ernennen werde, wenn ich die allergeringste Neigung bezeuge Hannover zu verlassen. Meine Antwort war: ich sey entschlossen, in Hannover zu leben, und zu sterben.

Am sieben und zwanzigsten October verließ ich Potsdam an der Hand meiner Lieben mit dem höchsten Enthusiasmus von Bewunderung, Erstaunung, Liebe, und Dank; aber doch auch nebenher mit Reflexionen, die ich noch izt wenigen Menschen anvertrauen möchte! — — Am dreyssigsten October ergoß ich, nach meiner Rückkehr in Berlin, den tiefen Herzensdank, den ich dem König für jene fünf Viertelstunden schuldig war, in einem Brief an Herrn von Cat.

Der

Der König las diesen Brief, und ließ mir, am dritten November, sein Wohlgefallen und sein Vergnügen darüber bezeugen. Ich hatte an Herrn von Cat zugleich Tissots Buch sur les maladies des gens du monde mit der Bitte geschicket, einige frappante, und der Beherzigung des Königs würdige Stellen daraus Seiner Majestät vorzulesen. Der König ließ mir dafür danken, und ließ mir durch Herrn von Cat sagen: Er werde das Buch ganz lesen.

Unauslöschlich lebte seitdem in meiner Seele das Andenken jener fünf Viertelstunden. Und was mir äusserst sonderbar schien, auch der König vergaß mich nicht. Denn als der Herzog von York, vierzehn Jahre nachher, im Herbst 1785, zur schlesischen Revüe kam, hatte der König die Gnade, sich bey dem Herzog nach mir zu erkundigen; und mich durch diesen liebenswürdigen Sohn unsers Königs grüssen zu lassen.

Am achten November verließ ich das ewig geliebte Haus meines grösten Wohlthäters auf Erden, des Erretters meines Lebens. — Ich

verließ die Stadt Berlin, wo ich das höchste Maß von Großmuth, Milde, Nachsicht, Sanftheit, Menschenfreundlichkeit und Menschenliebe, unter Menschen von allen Ständen gefunden hatte. — Mit unbeschreiblichen und unaussprechlichen Gefühlen verließ ich das Land, dessen grosser Beherrscher sogar mich zu sich gerufen, um mir mit den liebreichsten Worten seine Freude über meine Errettung und Genesung zu bezeugen.

So kam ich mit neuem Leben, mit neuem in Hannover noch gar nicht gehabtem Muthe, nach Hannover zurück, in die offenen Arme meiner Freunde.

Aber die Freude meiner Freunde in Hannover war von kurzer Dauer; und ich selbst erfuhr bald, wie eitel alle unsere Hofnungen auch bey den besten Aussichten unsers Lebens sind! — Sechs Wochen nach meiner Rückkunft in Hannover verlangte der damalige Minister der Policey, Freyherr von Gemmingen, daß ich zur Beruhigung der, wegen einer hie und da

bemerk=

bemerkten Krankheit, in die fürchterlichste Angst und den grausamsten Schrecken versezten guten Stadt Hannover, etwas Patriotisches schreibe. Ich schrieb also, auf Befehl dieses Ministers, auch mit nachher zu meinem grösten Troste erfolgtem allergnädigsten Beyfall Seiner Majestät unsers Königs, meine bekannte patriotische Abhandlung über die Windepidemie in Hannover, und die sognannte Neue Krankheit, und sezte sie in das hannöverische Magazin. Diese Neue Krankheit bestand weiter in nichts, als in den damals in Hannover eben nicht durchgängig, aber sonst überall in der Welt bekannten, und wahrlich nicht immer gefährlichen gallichten Fiebern.

Furcht und Angst vor der pestilenzialischen Krankheit, wofür ein damals unter uns grosser und seitdem verstorbener Esculap diese gallichten Fieber ausgab, herrschte überall, und zumal bey dem hohen Adel in Hannover. Eben war unser Minister, Freyherr von Behr, unter der Aufsicht unsers Esculaps, an einem gallichten

Seiten=

Seitenstich gestorben; und darum erregte der listige Mann diesen mörderlichen Lärm. Aber verschwunden war alle Furcht, alle Angst, und aller Schrecken, sobald mein Blatt erschien: unsere Welt war izt so sehr mit mir beschäftigt, daß sie darüber die Pestilenz vergaß.

Eine fürchterliche Weiberepidemie entstand gegen mich in Hannover. Ich hatte haarklein, zum Danke für meine patriotische That, das nämliche Schicksal in Hannover, wie mein Freund, der heilige Hieronymus in Rom. — Mit Zügen, die nicht leicht vergehen werden, weil sie nach der nackten Natur gezeichnet sind, habe ich jene römische Weiberepidemie, wegen ihrer grossen Aehnlichkeit mit der Hannöverischen, im ersten Theile meines Buches über die Einsamkeit ausführlich geschildert; und ich zeige dieß hier bloß deswegen an, weil kein Mensch in Hannover jenes Gemälde verstand (*). Sanct

Hiero-

(*) Das war auch ganz natürlich; denn unsere izt so sehr ausgebildete Welt hat gar keinen Begriff von

unserer

Hieronymus, der arme Schelm, erweckte gegen sich diese Weiberepidemie eben so, wie ich, durch nichts, als ein Blatt; das ist, durch seinen berühmten Brief an die schöne Eustochium über die Festhaltung der Jungferschaft!

Indeß

unserer ehemaligen Roheit. Hannover ist umgeschaffen, ist neugeboren, ist ganz und gar nicht mehr, was es im Jahre 1772 war. Unsere Denkart war sklavisch, izt ist sie frey, selbstständig, männlich, liberal, und edel, unter gebildeten Menschen von allen Ständen. Jede Art von Unvernunft muß, Gott Lob, izt in Hannover im Dunkeln schleichen; und die allereingewurzeltesten Vorurtheile zeigen sich bey uns öffentlich, nicht mehr anders, als mit Bescheidenheit. Wir verdanken diese Fortschritte dem allmählig, und ganz im Anfang auf sehr dornichten Wegen, unter uns emporgekommenen Freyheitsgeiste, der laut und öffentlich Alles bey seinem Namen nennt; und dann der weit höhern und allgemeinern Cultur, die in so kurzer Zeit in keiner Stadt von ganz Deutschland so schnell gewachsen ist, wie in Hannover. Aber zu diesem Freyheitsgeist gaben die immer mehr unter uns ausgebreiteten grössern philosophischen und politischen Ideen uns nur das Vermögen — und unser Brittischer König, Georg der Dritte, den Muth.

Indeß, da dieß alles in Hannover vorgieng, freuten sich alle meine Freunde in ganz Europa über meine Genesung, und auch über meine Unterredung mit Friedrich dem Grossen. Einige billige Ausnahmen gab es zwar damals in Absicht auf beydes; und noch Jahre nachher, in Absicht auf den Eindruck zumal, den diese Unterredung bey mancherley Menschen machte. Aber keine von allen diesen Ausnahmen war so comisch, wie die von einem Schulmeister in Zürich, Namens Hottinger, der sich besonders gut auf witzige Einfälle zu verstehen scheint, und der nach fünf ganzen Jahren sich noch immer härmte und quälte, daß mir etwas Merkwürdiges und Schönes begegnet sey, das einem Schulmeister in Zürich nicht auch begegne (*).

In

(*) Ich spreche hier von dem nämlichen Herrn Schulmeister Hottinger, der auch in der Berlinischen Monatschrift (vom December 1786) sein Kinn hervordrückt.

In einem unwitzigen Buche, das niemand liest (*), erzählet dieser witzige Schulmeister: Er habe schon oft gezweifelt, ob Ihn die Mutter Natur nicht vielleicht zum Husarenlieutenant geboren habe; aber denjenigen fürchte Er doch, den Er nicht eher sehe, als bis er Ihn bey der Kehle faßt! — Dann erzählet er eine Unterredung zwischen Ihm, ein paar empfindsamen Mägdchen, und einem alten Mann mit einem schneeweissen Barte; und wie Er dann, mit diesem alten Manne, Thee getrunken habe. Sodann läßt Er uns wissen, wie Er ferner, mit diesen Mägdchen, im Walde Heidelbeeren gesucht, und wie Er (der Herr Husarenlieutenant) und die empfindsamen Mägdchen sich mit Tannzapfen geworfen.

Endlich schliesset der witzige Schulmeister diesen Brief (denn das unwitzige Buch ist in Briefen geschrieben) mit diesen Worten: „Wenn

„Sie

*) Briefe von Selkof an Welmar. Zürich 1777. S. 35—49.

„Sie übrigens finden, daß ich Sie in diesem „Briefe oft mit unbedeutenden Dingen unter„halten habe; so bedenken Sie, daß ein Besuch „bey einem neunzigjährigen Manne, der bey„nahe seit einem halben Seculum der Welt ab„gestorben ist, seiner Natur nach unmöglich so „witzig ausfallen kann, als wenn der grosse „Friedrich — und Zimmermann zusammen„kommen!“

Namenregister.

A.

Alba (Herzog von) . . . 211.
Alexander der Grosse . . 57. 58.
Algaretti . 187. 188. 189.
Alembert (d') . . 178. 179.
Anhalt Dessau (Leopold Friedrich Franz, regierender Fürst von) . 89. 141. 144. 174 175.
Anhalt Dessau (Louise, regierende Fürstinn von) 89. 138.
Argens (Marquis d') . 187. 188. 189.
Arndt (Johann) . . 175.
Aurelius (Kaiser Marcus) . 39. 250.

B.

Beaumarchais . . 184.
Beguelin (Nicolaus) Academist in Berlin 79.
Behnisch, Untergouverneur des Kronprinzen von Preussen . . 80.
Behr (Freyherr von) Minister in Hannover 296.
Beulwitz (Freyherr von) Minister in Hannover 115.
Beyer (geheimer Kabinetsrath) in Potsdam 133. 135.
Bischofswerder (Major von) nunmehr Oberstlieutenant und Flügeladjutant des Königs . 141.
Brandes (Hofrath) in Hannover . 182.
Braunschweig (Carl, regierender Herzog von) 144. 145. 203.

Braun-

Braunschweig (Herzog Friedrich von) preussischer General . . . 146.
Braunschweig (Philippine Charlotte, verwittwete Herzoginn von) . . 145. 191.
Braunschweig (Augusta, Prinzessinn von) 145.
Brendel, Professor in Göttingen . 287.
Budäus, Geheimerrath in Berlin . 155.
Büsching, Oberconsistorialrath in Berlin 267.

C.

Cagliostro . . . 65.
Camas (Gräfinn von) Oberhofmeisterinn der Königinn, Mutter Friedrichs des Grossen . 195.
Cat (von) Lecteur des Königs 178. 226. 276. 277. 279. 280. 281. 291. 292. 293. 294.
Catharina die Zweite, Kaiserinn von Rußland 63. 64. 65. 66. 87. 120. 121. 266. 274.
Cato . . . 226.
Cicero . . 173.
Cocceii (Oberste von) preussischer Gesandter in Schweden . . . 279.
Cothenius (Geheimerrath) Leibarzt des Königs 28. 29.

D.

Dolgorucki (Fürst) russischkaiserlicher Gesandter in Berlin . . . 172.

E.

Eberhard, izt Professor in Halle . 267.
Elisabeth, Kaiserinn von Rußland . 98.
England (König Georg der Dritte von) 266. 296. 298.
England (Prinz Wilhelm von) . 52.
Erdmansdorf (Freyherr von) . 70.

F. Fevre

F.

Fevre (le) Oberstlieutenant bey den preussischen Ingenieurs = = = 202.
Finkenstein (Graf von) Minister in Berlin 172.
Frese (Hofmedicus) nunmehr Geheimerrath, und Arzt der Garnison in Potsdam 29. 97. 98. 168. 169.
Fritze (Doctor) anizt preussischer Geheimerrath, aber nicht Oberaufseher der Lazarethe 127. 128. 129. 132. 133. 134. 135. 136. 147.

G.

Garve = = = = 186.
Gedicke (Oberconsistorialrath und Oberschulrath) in Berlin = = = 149.
Gellert = = = 118. 186.
Gemmingen (Freyherr von) Minister in Hannover 295. 296.
Gibbon = = = 46. 47.
Gleim = = 186.
Görtz (Graf von) Generallieutenant bey der preussischen Cavallerie. = 31. 169. 172. 173. 174.
Gottsched = = 184. 192.
Groß (Freyherr von) russischkaiserlicher Gesandter in Hamburg, und bey dem niedersächsischen Kreise 266.
Guibert (Graf von) französischer Brigadier, und Kriegsrath in Versailles = = 205. 206.

H.

Haller 48. 187. 193. 282. 283. 284. 287.
Hertzberg (Graf von) Minister in Berlin 6. 7. 132. 12. 163. 169. 172. 205. 272.

Hierz

Hieronymus (Sanct) der Kirchenvater 297. 298.
Horst (Freyherr von der) Minister in Berlin 272
Hottinger (Johann Jacob) Schulmeister und Husarenlieutenant in Zürich = 299. 300. 301.
Hume = = = 46.

J.

Joseph (Kaiser) der Zweite 21. 40. 283. 284.
Julian (Kaiser) = = = 243.

K.

Karschinn (Frau) = = 17. 18. 156.
Keith (Feldmarschall von) = 39.

L.

Lamberg (Graf Maximilian von) = 283. 284.
Lambert, Academist in Berlin = 79.
Lavater = = = 80. 89. 233.
Leibnitz = = = 154.
Lentulus (Robert Scipio, Freyherr von) Generallieutenant bey der preussischen Cavallerie, und seitdem Landvogt zu Könitz bey Bern 79. 216. 217.
Leopold (Kaiser) = 219 220. 221.
Lessing = = = 8.
Leuchsenring = = 88. 89.
Lichtenstein (Freyherr von) Oberhofmarschall in Hannover = = = 114.
Locke = = = = 46.
Lucchesini (Graf) Kammerherr des Königs 81. 65. 91. 92. 93. 116. 132. 140. 141. 169. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 183. 184. 213. 244. 247. 248.

Lucretius . . . 190.
Ludewig (König) der Vierzehnte . 187.

M.

Maintenon (Frau von) . . 273.
Marschal (Lord) . . . 72.
Maupertuis . . . 274.
Meckel, Academist und Professor in Berlin 262. 263. 269. 270. 271. 274. 275. 294
Meckel, der Sohn, izt Professor in Halle 263. 269. 275.
Meiners, Professor in Göttingen . 48.
Mendelssohn . . . 267.
Merian, Academist in Berlin . 79.
Michelessi (Abt) . . . 69.
Mirabeau (Graf von) . . 192.
Mitchel, englischer Gesandter bey dem König 225. 226.
Montaigne . . . 286.
Müller (Johannes) Kabinetssecretair und Hofrath in Mainz . . . 159.
Münchhausen (Freyherr von) Minister in Berlin 223. 224. 272.
Münnich (Feldmarschall) . 198.

N.

Newton . . . 46.
Nicolai (Friedrich) Buchhändler und Gelehrter in Berlin . 65. 187. 267.
Noel, Küchencommandant des Königs 113. 114. 115.

O. Ob-

O.

Obereit . . . 246.
Offenberg (Freyherr von) Hofmarschall des Herzogs von Curland . . 171.
Oranien (Friederike, Erbstadthalterinn von) 235.

P.

Palladio . . . 69.
Pavian (Pater) Franciscaner Ordens . 8.
Pinto (Graf) Oberster von den Ingenieurs, nunmehr General . . 170.
Plutarch . . . 173.
Preussen (Sophie, Gemahlinn König Friedrichs des Ersten von) . . . 154.
Preussen (König Friedrich Wilhelm der Erste von) 151. 154. 155. 156. 194. 197. 200.
Preussen (Sophie Dorothee, Gemahlinn König Friedrich Wilhelms des Ersten von) . 200.
Preussen (August Wilhelm, Kronprinz von) Vater des itztregierenden Königs . . 214. 215.
Preussen (König Friedrich Wilhelm der Zweite von) 70. 141. 185. 192. 214. 235. 243.
Preussen (Friedrich Wilhelm, iziger Konprinz von) 80. 244.
Preussen (Friedrich Ludewig Carl, Prinz von) 89.

Q.

Quitenbaum (Johann Heinrich Friedrich) Bildschnitzer in Hannover . . 59.

R.

Rammler . . . 267.
Reuß (Graf von) Oberhofmarschall in Berlin 272.

Richter, Professor in Göttingen = 287.
Robertson = = = 46.
Rohdich (Generallieutenant von) Commandant von Potsdam = = 167. 168.
Rousseau (Johann Jacob) = 181. 286

S.

Sachsen (Marschall von) = = 214.
Sack, Oberconsistorialrath und Oberhofprediger in Berlin = = = 167. 268.
Schaffgotsch (Graf von) Oberstallmeister in Berlin 272.
Scheele (General von) Commandeur des ersten Bataillons der Garde in Potsdam 167. 168. 169.
Schmid, Rathsherr in Brugg = 257.
Schmidt, Kupferstecher in Berlin = 182.
Schmucker, Generalchirurgus der preussischen Armee 256. 263. 269. 275. 276. 277. 279. 281. 289. 291. 292.
Schöning, damals königlicher Kammerhusar, nunmehr königlicher Kämmerier 19. 20. 25. 26. 28. 29. 30. 32. 51. 55. 102. 247. 248.
Schweden (Gustav Adolph, König von) 159.
Schweden (Gustav der Dritte, König von) 89.
Schwerin (Graf von) Oberstallmeister in Berlin 169. 172. 173.
Segner, Professor in Göttingen = 287.
Seidlitz (Präsident von) in Breslau 243.
Selle (Christian Gottlieb) königlicher Leibarzt und Professor in Berlin 5. 20. 28. 29. 30. 35. 150. 152. 154.
Simon, Buchdrucker in Paris = 214.

Spal-

Spalding, Oberconsistorialrath und Probst in Berlin 267. 268.
Sprögel, Professor in Berlin = 267.
Stamford (Oberstlieutenant von) 80. 206. 208. 212.
Suhm (Geheimerrath von) chursächsischer Gesandter in Berlin uud Petersburg 194. 196. 197. 198.
Sulzer (Johann Georg) Academist, und Professor bey der Ritteracademie in Berlin 79. 185 186. 188. 189. 214. 215. 225. 226. 267. 271. 273 277.
Sulzer, ein Candidat aus Winterthur 267.
Swieten (Freyherr von) römischkaiserlicher Gesandter in Berlin = = = 272.

T.

Tacitus = = = . 106.
Tell (Wilhelm) = = 79.
Teller, Oberconsistorialrath und erster Prediger an der Peterkirche in Berlin = 267. 268.
Theden, Generalchirurgus der preussischen Armee 29. 263. 264 269.
Thomas (Meister) der Schuster in Berlin 267. 2'8.
Tissot = = 261. 284. 294.
Touche (de la) französischer Gesandter in Berlin 223.
Türenne (Marschall von) = 181.

V.

Valori (Marquis de) französischer Gesandter in Berlin = = = 221.
Vergennes (Graf von) Minister von Frankreich 1-8.
Vestris, Operntänzer in Paris = 209.
Voitus, Professor der Chirurgie in Berlin 263. 268.
Voltaire 173. 183. 184. 187. 188. 189. 192. 209.

W. Wa-

W.

Warens (Frau von) - - 239.
Wartensleben (Graf von) Oberhofmeister in Berlin 272.
Wegelin (Jacob) Academist und Professor bey der Ritteracademie in Berlin 79. 185. 186. 267.
Weimar (Carl Friedrich, Erbprinz von) 89.
Wrisberg, Professor in Göttingen - 48.

Y.

York (Friedrich, Herzog von) Bischof von Osnabrück 10. 13. 14. 22. 23. 51. 52. 53. 54. 55. 131. 139. 294.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zimmermann, Johann Georg,

Über Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit Ihm kurz vor seinem Tode

Wien ; Ofen 1788

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.4603
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11098816-6
VD18 11695013-005